

XIV

4A-35754

4.

Kotzebue
Launen

4

Ki. S.

5-586

4 XIVA-35754

II-586.

Die jüngsten
Kinder meiner Laune

von
A. v. Rosebue.



Viertes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gottlieb Kummer, 1795.

CARL
NEUMANN
IN
GOTTINGEN

Tariff
1380.
Kirchenschole Seminar

21

1819

Handwritten text, possibly a name or address, mostly illegible.



TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU
131819862

An

meinen Freund

Karl Georg Graumann

in Petersburg.

Alte Liebe rostet nicht, behauptet das
deutsche Sprüchwort, und lügt, wie so man-
ches andere; denn ich habe schon tausendmal
in meinem Leben alte Liebe rosten sehen, und
so rosten, daß auch nicht einmal eine Erin-
nerung an die engsten Vertraulichkeiten übrig
zu bleiben schien.

N 2

Laf

Laß uns, mein bester Graumann, die
Freundschaft an die Stelle der Liebe setzen, laß
uns sagen: alte Freundschaft rostet
nicht; so darf ich mein Auge dankbar zum
Himmel emporheben, und ausrufen: das
Sprüchwort ist wahr!

Du, seit achtzehn Jahren mein treuer,
biederer Freund! so weit auch oft auf der Bahn
des Lebens unsere Straßen von einander ab-
weichen, so vergaßen wir doch nie, uns freunde-
lich zuzuwinken, und — laß mir den süßen

Glau-

Glauben — daß einst noch dort, wo der Tod
der Wegweiser ist, und alle unsere Fußpfade
in eine große Straße zusammen laufen, Du
dem Greise eben so traulich die biedere Hand
reichen wirst, als Du sie einst dem Jüngling
reichtest.

Den Kindern meiner Laune, die ich Dir
heute darbringe, gewähre, Lieber! dieselbe
Nachsicht, mit welcher Du vor achtzehn Jah-
ren dem ersten Kassen meiner Muse Dein Ohr
liehest. Findest Du nicht alle diese Kinder mit

U 3

dem

dem Wasser der Hippocreue getauft, so sind
es doch meine Kinder, und Du wirst, um
des Vaters willen, sie nicht verstoßen.

Jewe, den 2ten July

1795.

Rogebue.

Geprüf-

Geprüfte Liebe.

Eine Erzählung.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Der Knabe.

Wilhelm saß am Bache unter einem Erlens-
baume. Er hatte eben die junge Kinde von
einem Weidenast gelöst, und eine Hirtenflöte
daraus geschnitten. Er saß und blies einfache,
schwermüthige Melodien, dann blickte er wie-
der starr in den Bach und weinte bitterlich.
Ein paar Schritte vom Ufer lag sein Hut, und
in dem Hute ein Stück Brod. Die Stieglitze
und Finken hüpften immer näher von Zweig zu

Zweig, und wurden endlich so dreist, sich Brodkrumen aus dem Hute zu holen. Wilhelm sah es, lächelte wehmüthig, und zwang sich, leiser zu schluchzen, um die kleinen Gäste nicht zu stören.

„Warum weinst du Knabe?“ schallte plötzlich eine grobe Stimme hinter ihm.

„Warum weinst du Knabe?“ gab ein feines, liebliches Echo die Worte zurück. Wilhelm erschrak und wurde roth, als sey er auf einer bösen That ertappt worden. Die Menschen schämen sich einer Gabe, die doch von ihrer edlen Abkunft zeugt. Sie schämen sich der Thränen. Niemand mag gern sehen lassen, daß er geweint hat. Sie hauchen auf die Schnupftücher und drücken sie auf die rothen Augen, um die letzte Spur der Menschheit weg zu wischen.

Wilhelm hatte nicht Zeit, die großen Tropfen aufzufangen, die über seine braune Wange rollten. Er gaffte mit hellen schwarzen Augen

den

den Frager an. Es stand vor ihm ein dicker Mann in einem schlichten dunkelblauen Rocke und einer runden Perücke; in der rechten fleischigten Hand trug er ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, und an der linken hielt er ein holdes eilfjähriges Mädchen, auf dessen Rosenwange die Abendsonne durch die Blätter spielte, und in dessen blonden Locken ein muthwilliger Zephyr tändelte.

„Warum weinst du armer Knabe?“ wiederholte das freundliche Geschöpf, und ließ selbst ein Thränen auf den Strauß von Mayblumen fallen, den es eben gepflückt hatte.

„Ach Mammselfgen!“ sagte Wilhelm und raste sich auf: „ich weine, weil ich nicht weiß, was in der Welt aus mir werden soll.“

„Bist du eine Waise?“ fragte der dicke Mann.

Wilhelm. Ach nein! ich habe noch einen Vater — der Herr wird ihn wohl kennen, er hat oft in seinem Hause gearbeitet,

N 5

Der

Der dicke Mann. Wer ist dein Vater?

Wilhelm. Der Packträger Hans Wiese. Er hat mich bis jetzt zur Schule gehalten. Ich kann lesen und schreiben, und auch den Cornelius Nepos exponiren. Nun sind die Zeiten schwer. Der Vater spricht, er kann das Schulgeld nicht mehr verdienen, ich soll auch Packträger werden, und mein Brod suchen.

Der dicke Mann. Und das gefällt dir nicht?

Wilhelm. Ich wollte so gern etwas Rechtsschaffenes lernen.

Der dicke Mann. Mein lieber Sohn, jeder Mensch auf der Welt ist im Grunde nur ein Packträger, und wer seinen Packen nur aus einem Hause in das andere tragen, und dort abwerfen darf, der ist wahrlich nicht am schlimmsten dran.

Wil.

Wilhelm sah ihn an; in seinen klaren Augen war zu lesen: ich verstehe Sie nicht.

„Du verstehst mich nicht“ fuhr der dicke Mann fort, „und es wäre besser, ich verstünde mich selbst nicht. — Wie alt bist du?“

Wilhelm. Dreyzehn Jahr.

Der dicke Mann. Dann bist du freylich noch zu jung und schwach für deines Vaters Gewerbe.

Wilhelm. Arbeiten wollte ich gern, aber dann vergesse ich alles wieder, was ich in der Schule gelernt habe. Ich dachte immer: du sollst recht fleißig seyn, wer weiß, bringst du es einmal bis zum Schulmeister, und kannst deinem alten Vater Brod geben, wenn er nicht mehr im Stande ist Packen zu tragen.

„Hilf ihm Vater!“ flüsterte das kleine Mädchen, schmiegte sich an den dicken Mann, und sah mit glänzenden Augen zu ihm hinauf. Als der Vater nicht gleich antwortete, setzte sie bit- tend

tend hinzu: „heute ist mein Geburtstag, du
„hast mir noch nichts geschenkt.“

Das traf den guten Alten, er faßte ihr
lächelnd und sanfte an das Kien, und sprach zu
Wilhelm: „weine nicht Knabe, ich will das
„Schulgeld für dich bezahlen. Komm Morgen
„früh mit deinem Vater zu mir, so wollen wir
„das Weitere verabreden.“

Wilhelm ergriff hastig seine Rechte und be-
nezte sie mit Thränen; das kleine Mädgen küßte
die Linke; der Alte war gerührt. Wilhelm bot
dem Mädgen seine Hirtenflöte an. Es nahm
sie freundlich, nickte mit dem Kopfe, und gab
ihm dagegen den Strauß von Mayblumen.
Sie sprachen kein Wort dabey, aber das Mäd-
gen besah die Flöte mit Wohlgefallen, und Wil-
helm drückte die Mayblumen an sein Herz.

„Auf Wiedersehen!“ sagte der dicke Mann
im Weggehen, und das kleine Mädgen hüpfte
munter an seiner Hand durch den Erlenbusch.
Wilhelm gaffte ihr lange nach. Sie sah sich
noch

noch oft um, und nickte jedesmal freundlich, bis
ein Hügel den kleinen Engel verbarg. Da griff
Wilhelm nach seinem Hute, krümeite das Brod
den Stieglitzen ins Gras, steckte den Mayblu-
menstrauß mit mehr Stolz auf den Hut, als ein
junger Cornet seinen ersten Federbusch, und gieng
frölich heim.

Zweytes Kapitel.

Der erste Besuch.

Wer sich mit dem Gedanken zu Bette legt:
Morgen steht dir etwas wichtiges bevor! der
erwacht gewöhnlich sehr früh. Es war kaum
Tag geworden, als Wilhelm schon vor einem
zerbrochenen Taschenspiegel stand, Mehl in seine
Haare streute, und einen stattlichen Zopf zu
flechten bemüht war. Ein Rosenfarbnes, ver-
schossenes Kleid, von ziemlich feinem Tuche,
schon vor drey Jahren von einem Trödler erkaufte,
und folglich überall zu kurz, erhielt jetzt einen
neuen

neuen Schmuck durch den halb verwelkten Mayblumenstrauß, der mit zwey großen Stecknadeln auf der linken Brust befestigt wurde. Der Vater legte ein braunseidnes Tuch um den Hals, und zog den messingenen Kamm wohl zwanzigmal durch das rund geschnittene Haar. Dann holte er den dunkelblauen Sonntagsrock mit der Scharlachweste aus dem wohlverschlossenen Kasten; der Aufschlag stieg hoch bis zur Schulter hinauf, und senkte sich breit bis zur Hüfte hinab; ein weiß gewaschener Hemdermel legte sich prahlend in hundert Falten. Ein Stock von Weinrebe mit einem elfenbeinernen Knopfe, schwebte an einem ledernen Bande an seiner Hand, und ein Hut mit drey großen Spitzen bedeckte sein Haupt.

So stattlich ausgerüstet, machten sich beyde auf den Weg zu dem dicken Manne, und der Vater dankte Gott im Stillen, daß er sogar Ketzherherzen erweckt habe, um seinem armen Wilhelm ehrlich durch die Welt zu helfen.

Also

Also war der dicke Mann ein Ketzher?

Ja, lieber protestantischer Leser! doch kein politischer, sondern nur ein theologischer Ketzher, und das ist heutzutage kein Verbrechen mehr. Religion und Kleiderschnitt, Glaube und Haarlockenform sind dem allgewaltigen Scepter der Mode unterworfen, und Voltaire, der einst aus seinem Vaterlande verjagt wurde, weil er den gräßlichen Zweifel hegte: Adam und Eva mögten sich im Paradiese wohl die Nägel nicht abgeschnitten haben; *) würde heute in sein Vaterland zurück gejagt werden, weil er den Titus austrufen läßt:

— — je porte en mon Coeur
La liberté gravée & les rois en horreur! **)

Herr Jerome, den die Bürger der kleinen Landstadt L** nur Schromm zu nennen pfleg-

*) Le Mondain.

**) Ich trage die Freyheit im Herzen und verabscheue die Könige!

pflegten, war ein französischer Emigrant, den aber weder das Edict von Nantes, noch der National-Convenc vertrieben hatten, sondern der blos dem Glücke nachlief, weil es ihn zu Hause nicht suchte; ein römisch catholischer Nechregläubiger, und übrigens ein fleißiger Strumpffabrikant, der schon seit zwanzig Jahren in Deutschland hauste. Hier war sein Gewissen durch ein paar schöne Augen dahin gebracht worden, daß es sich nach den Wünschen seines Herzens bequemte, wie seine Strümpfe nach großen und kleinen Füßen; mit andern Worten: er hatte sich erkühnt eine protestantische Kegerin zu heyrathen, die aber zur Strafe ihres Unglaubens, ein Jahr nachher im Wochenbette starb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, von dem Vater Jeannette, und von den übrigen Leuten im Hause Hannchen genannt.

Herr Jerome war dick, aber wenn ihm ein Leidender die Hand auf die Brust legte, so fühlte er

er das Herz laut genug klopfen. Er lachte gern, und trank gern ein Glas Burgunder, lieber noch in Gesellschaft, und am liebsten, wenn er des Morgens jemand eine Wohlthat erzeigt hatte; denn Wohlthaten machen fröhlich, drum giebt der Fröhliche lieber als der Murrkopf.

Die Thüren flogen schnell auf, als Hans Wiese mit seinem Sohne gemeldet wurde. Herr Jerome schmauchte eben eine Pfeife Knaster, und Hannchen brockte eine Semmel in den Thee; neben ihrer Tasse lag die Hirtenflöte. Sie nickte dem Geber freundlich zu, der ihren Gruß mit ungeschickten Kraxsfüßen erwiderte, und dessen Wangen sich röther färbten als seines Vaters Wese. Sie sah auf die Hirtenflöte und dann auf ihn, als wollte sie sagen: „siehst du, wie lieb mir dein Geschenk ist?“ Er schlug die Augen nieder und spielte mit den Mayblumen, als wolle er antworten: es geht mir eben so.

Hans Wiese führte das Wort. Er sprach viel von christlichen Herzen und Gottes Segen,
4. Bd. B ge.

getraute sich auch sogar zu behaupten: daß der Mann, der arme Waisen unterstütze, trotz seines verkehrten Glaubens, noch wohl einst unter die Schaafse zur Rechten gestellt werden könnte.

Herr Jerome lächelte gutmüthig, und blickte auf seinen Tabacksrach, als wolle er sagen: Rauch oder Nebel, das kommt auf eins heraus.

„Es soll mir lieb seyn,“ sprach er mit einer sanften Bewegung des Hauptes, „wenn der junge Bursche immer fleißig und ordentlich ist. Ich bezahle das Schulgeld, will ihn auch sonst an keiner Nothdurft Mangel leiden lassen. Deym Stadtcantor mag er wöchentlich ein paar Singstunden besuchen, denn ich höre daß er Lust hat Schulmeister zu werden. Er mag täglich hieher kommen, und mit meinen Fabrikmeistern essen und trinken was Gott bescheert, so höre ich denn wohl gelegentlich, ob er Fortschritte macht. Gott befohlen! um zwölf Uhr ist der Tisch gedeckt.“

„Nun

„Nun Wilhelm, bedanke dich doch!“ murmelte der Vater, indem er mit seinem breiten Aufschlag den Arm des Sohnes peitschte. „Geh und küß dem lieben Herrn die Hand.“

Der Himmel weiß, wie es zugeing, Wilhelm wankte schüchtern bis an den Theetisch und küßte Jeannetten die Hand. Das Mädchen wurde feuerroth, Hans Wiese sagte: Töbelp! und Herr Jerome lächelte: „laß er es nur gut seyn Vater! Der Bursche hat ganz Recht, denn was ich für ihn thue, verdankt er im Grunde meiner Tochter.“

Nach mancher linken Verbeugung, die kein Tanzmeister würde haben gelten lassen, und manchen hergestotterten Segenswünschen, die Gott und das Herz des guten Alten vollkommen gelten ließen, empfahl sich das glückliche Paar. Wilhelm wollte anfangs Höflichkeit halber rückwärts zur Thür hinaus schreiten, aber die Eitelkeit flüsterte ihm zu: dreh dich doch um, damit das hübsche kleine Mädchen deinen stattlichen

B 2 wohl

wohleingepuderten Haarzopf zu sehen bekommt. Flugs drehte er sich um und wanderte mit steifem Halse von dannen.

Drittes Kapitel.

Der Birnbau.

Wilhelm wuchs heran, lernte schreiben, lesen, rechnen, singen, und wußte Luthers kleinen Catechismus auf den Fingern herzusagen. Hannchen wuchs auch heran, und lernte mehr noch als Wilhelm, wenn sie aber beyde beysammen waren, pflegten sie zu vergessen, was sie gelernt hatten. Täglich speiste Wilhelm mit den Arbeitern des Herrn Jerome; Sonntags wurde er nicht selten an die Tafel seines Wohlthäters gezogen, weil er ein manierlicher bescheidner Bursche war. Er vergaß niemals, die Gesundheit der sämmtlichen Anwesenden zu trinken, und hatte dabey gewöhnlich das Unglück, einige Tropfen rothen Wein auf das Esstuch zu verschüt-

schütten, weil seine Hand zitterte, wenn sein Blick, beym Rundergehn, auf Hauchen traf.

Den Geburtstag des Herrn Jerome feyerte Wilhelm alljährlich durch ein Ellenlanges Gedicht in Alexandrinern, zierlich geschrieben auf einen Royalbogen, und in türkisches Papier mit blauer Seide genäht. Hannchens Geburtstag wurde nicht minder besungen, aber in Dactylen, und statt der blauen Seide, nahm er dann zum Einbinden purpurrothe. Der Vater schenkte ihn bey solchen Gelegenheiten einen harten Gulden, und die Tochter einen freundlichen Blick. Der Gulden wanderte in die Tasche, der Blick ins Herz. Den Gulden brachte er gewöhnlich seinem Vater, und behielt keinen Groschen davon für sich; den Blick hätte er weder mit Vater noch Mutter getheilt. Es war ihm dabey zu Muthe, wie den jungen Herren in London, wenn sie des Doctor Graham himmlisches Bett besteigen.

Von den süßesten Gefühlen weiß der Mensch sich keine Rechenschaft zu geben, weil sie ihm,

Dank sey es dem Schöpfer! angebornes Bedürfniß sind; Haß, Neid, Verleumdung, und wie die Furien alle heißen, sind spätere Vastarde des gesellschaftlichen Vertrags. Wilhelm hatte nie darüber nachgedacht, warum er eben für Hannchen purpurrothe Seide nahm? und weswegen bey ihrem Anblick sein Herz hüpfte wie seine Dactylen? Auch Hannchen wußte nicht, warum sie gerade in der Mittagsstunde, wenn Wilhelm zum Essen kam, immer vor der Hausthür sas? und warum sie Sonntags, bey der Suppe vorlegen, immer ihm die meisten Freicandellen heraus fischte? Das kam blos daher, weil man, ohne es zu ahnden, in der ersten Hälfte des menschlichen Lebens täglich für die Liebe reift, wie in der andern für den Tod. Liebe und Tod haben manches mit einander gemein: kein Sterblicher trogt ihrer Gewalt; beyde überraschen wie ein Dieb in der Nacht; beyde versetzen in Elysium. Ein Sterbender und ein Liebender sind auch darinn einander ähnlich, daß die Zuschauer gewöhnlich früher wissen

wissen als sie selbst, wie es eigentlich mit ihnen steht. Glücklicherweise war das nicht der Fall bey Wilhelm und Hannchen, denn Herr Jerome ließ sich nicht träumen, daß seine Tochter über den liebenswürdigen Jüngling den Packträgers Sohn vergessen könne, oder daß Wilhelm seine Augen bis zu einer Fabrikantentochter erheben werde; er vergaß, daß Freyheit und Gleichheit das Lösungswort der Liebe wie des Todes ist.

Als nun Wilhelm bereits leichten Flaum auf der Oberlippe trug, und Hannchens Busentuch sich zu wölben begann, da führte Schalk Amor mit schlauer List eine Gelegenheit nach der andern herbey, um die Keime zu entwickeln, die er spielend in Kinderherzen gestreut hatte.

Herr Jerome, der überall für einen wohlhabenden Mann galt, besaß unter andern einen Garten vor dem Thore, wo er an schönen Sommerabenden seinen eignen Sommerabend genoß. Dahin kam denn auch Wilhelm, wenn er sein

Gedächtniß den ganzen Tag gemartert, oder sich heiser gesungen hatte, um sich an einer frischen Milch mit Erdbeeren zu erquicken.

An einem heitern Herbsttage begab es sich, daß Hannchen nach einer Birn lüsterte, die ein Sipsel des Baumes rothwangig lockte. Wilhelm war gleich fertig hinauf zu klettern; das Verlangen, ihr gefällig zu seyn, vermählte sich mit der kleinen Eitelkeit, ihr zu zeigen, wie geschickt und schnell er auf den höchsten Baum zu klettern verstehe, denn es ist ein seliges Gefühl: der Geliebten Bewunderung entlocken. Schon war er den Stamm hinauf gerutscht, und wand sich nun mit Leichtigkeit von Ast zu Ast.

„Wilhelm! Wilhelm! du wirst fallen!“ rief der Alte aus der nahen Gartenlaube. „Es hat nichts zu bedeuten,“ versetzte Wilhelm feck, und streckte eben die Hand nach der lieblichen Frucht aus. Da sein Arm aber noch immer ein wenig zu kurz war, und er sich daher mit dem Oberleibe zu weit vorwärts bog, so verlor er
das

das Gleichgewicht, strauchelte, griff nach einem Ast, der zufälligerweise verdorrt war, der Ast brach, und Wilhelm fiel wie ein Sack zu Boden.

Hannchen schrie laut auf! „Da haben wir!“ sagte der Alte, und watschelte herbey. Die Zweige hatten dem fecken Buben im Fallen die rechte Backe aufgerißt. „Wilhelm! du blutest!“ rief Hannchen zitternd.

„Kleinigkeit,“ sagte Wilhelm mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, und krümmte sich im Grase.

Herr Jerome. So steh doch auf.

Wilhelm. Gleich, gleich —

Hannchen. Um Gottes willen! was ist dir? steh auf!

Wilhelm. Ich kann nicht —

Hannchen. Warum nicht?

Wilhelm. Ich habe ein Bein gebrochen.

Hannchen war bey diesen Worten einer Ohnmacht nahe. Sie jammerte und wehklagte

so ängstlich, daß Wilhelm nichts weiter bedauerte, als daß er nicht beyde Weine gebrochen hatte. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt, sanft nach der Stadt gebracht, und in Herrn Jeromes Hause sechs Wochen lang auf das Sorgfältigste verpflegt. Täglich zweymal kam Hannchen mit ihres Vaters Wissen ihn zu besuchen, und täglich zwanzigmal kam sie ohne ihres Vaters Wissen, brachte Gölle, eingemachte Früchte, Kraftsuppen, und freundliche, mit wunderbaren Heilkräften begabte Blicke.

„Wie geht es dir Wilhelm?“ sagte sie einmal zu Anfang der siebenten Woche. „Ach! leider bin ich gesund! klagte Wilhelm, und die glücklichsten Tage meines Lebens sind verstrichen!“

„Du phantasierst, lieber Wilhelm, hast du nicht immer zu Bett gelegen, und die heftigsten Schmerzen ausgestanden?“

„Ach!

„Ach! wie leicht waren sie vergessen, wenn ich Hannchen herein treten sah.“

Er verbarg bey diesen Worten sein glühendes Gesicht im Kopfkissen, und Hannchen, mit holder Schaamröthe übergossen, machte sich ein Geschäft am Fenster, wobey sie etwas ungeschickt drey Medicingläser herunterwarf. Dabey blieb es aber vor der Hand. Der Wundarzt erklärte, was Wilhelm von freyen Stücken nie erklärt haben würde: daß sein Patient völlig wieder hergestellt sey. Er verließ also mit einem tiefen Seufzer das Haus, wo sein Herz weit mehr genossen, als sein Wein gelitten hatte. Der Winter deckte mit Schnee den Garten vor dem Thore und das glimmende Feuer der ersten Liebe. Hannchen und Wilhelm sahen sich seltener, und wenn sie sich sahen, drückte sie eine bisher ungekannte Verlegenheit.

Der Jüngling erhielt indessen von seinen Lehrern das beste Zeugniß. „Er ist fleißig und hat Talent,“ hieß es; „nur Schade, daß er zu“

„weil“

„weilen ein Träumer ist. Stundenlang kann
 „er sitzen, und mit offenem Munde vor sich hin-
 „starren. Ruft man ihn, so hört er nicht;
 „schüttelt man ihn, so fährt er erschrocken auf!
 „und fragt man, woran er gedacht hat? so lau-
 „tet die Antwort gewöhnlich: an nichts.“

Ich weiß wohl, woran ich denke; sprach
 Wilhelm leise zu sich selbst: ich weiß wohl wovon
 ich träume; aber euch kann ich es doch nicht sa-
 gen. Hannchen kam es auch so vor, als wüßte
 sie es, sie konnte es aber noch weniger sagen als
 Wilhelm.

Viertes Kapitel.

Der Kanarienvogel.

Raum weckte das Frühjahr jeden Keim zum Le-
 ben, jeden Vogel zur Liebe, als Herr Jerome
 aufs neue seinen Garten zu besuchen anfieng.
 Dort saß Hannchen oft unter dem unglücklichen
 Birnbaum, und wunderte sich, daß ihr Busen,
 der

der sich jetzt höher wölbte als vormals, doch weit
 enger schien, als da sie noch ein Flügelkleid trug.
 Mit dem Flügelkleide waren auch die Freuden
 der Kindheit vorüber gerauscht. Im vorigen
 Herbst schien ihr der Birnbaum nur noch wegen
 seiner Früchte interessant, jetzt zog sie die Blü-
 ten vor. Damals mochte sie wohl einen Fin-
 ken mit beschnittenen Flügeln im Zimmer hüpfen
 sehn, jetzt hörte sie lieber seinen Gesang im
 Gipfel der Linde. Die Kindheit zerstört
 gern; die Jugend genießt; der Mann
 möchte gern wieder aufbauen, wird aber vom
 Greise überrascht, der sich unter den Ruinen
 niederläßt um auszuruhen.

Hannchen hatte aus dem reichen Schatz
 ihrer kindischen Freuden nichts übrig behalten,
 als einen geliebten Kanarienvogel, der mit Hül-
 fe einer Leyer gelernt hatte, die Melodie des
 Liedes Marlborough s'en va-t-en guerre zu
 singen. Er saß oft auf ihrer Schulter, und
 pickte ihr den Zucker aus dem Munde. Da ihr
 Vater

Water und dieser Vogel die einzigen Geschöpfe waren, von welchen sie andern und sich selbst gestehen durfte, daß sie mit warmer Liebe an ihnen hänge, so überredete sie sich nach und nach selbst: der kleine Marlborough sey ihr unentbehrlich geworden. „Ich würde mich zu tode grämen, wenn er stürbe,“ sagte sie oft. Das heiß mit andern Worten: „ich kann nicht leben, ohne Liebe, und weiß noch nicht, wie leicht es ist, einen Kanarienvogel zu ersetzen.“

An einem schwülen Tag begab es sich — Wilhelm war auch im Garten — daß man alle Fenster des Hauses geöffnet hatte, um ein Lüftung einzuladen, welches ganz bescheiden kaum die Weinblätter wiegte, die sich an den Fenstern empor rankten. In dem kleinen Marlborough, der frey im Zimmer herumflatterte, regte sich plötzlich der unruhige Geist seines großen Ahnherrn. Vielleicht lockte ihn auch das Zwitschern eines Sperlings, und erinnerte ihn, daß trotz seines goldenen Gefieders, und der Schmause-

reihen

reihen von Zuckerbrod, er doch im Grunde nur aus einem Sperlingsgeschlecht entsprossen sey. Er beschloß, den Höslingen ein Beispiel zu geben, und sich zu seinen niedrigen Verwandten herab zu lassen. Huch! war er zum Fenster hinaus, und es fehlte nicht viel, so wäre Hannchen hinterdrein gesprungen. Sie stand mit ausgestreckten Armen, und schrie, als ob sie unten im Garten jemanden ermorden sähe.

Es währte lange, ehe man erfahren konnte, warum sie schrie? denn niemand hatte den kleinen Flüchtling bemerkt, und Hannchen war so erschrocken, daß sie nicht einmal das Wort Marlborough hervorstottern konnte. Wilhelm stand vor ihr, bewegte die Lippen, bewegte jeden Finger, und schien ihr mit ängstlichen Blicken die Worte aus dem Munde ziehen zu wollen. Als er endlich erfuhr, wovon die Rede sey? da nahm er den kürzesten Weg zum Fenster hinaus, und Hannchen stand im Begriff, ihm auf dem nemlichen Wege zu folgen, wenn nicht

nicht die weibliche Eitersamkeit sie noch zu rechter Zeit am Rocco gezupft hätte. Sie slog durch die Thüren, und gesellte sich zu Wilhelm, dessen Auge von Baume zu Baume irrte.

„Dort sitzt er!“ rief er plötzlich, und zeigte auf einen Kirschbaum, wo Marlborough an einer Maykirsche schmauste. „Aber wie soll ich ihn von da herunter locken, ohne ihn schüchtern zu machen?“

Wilhelm pff, Hannchen rief, alles vergebens! Ein Stück Zucker wurde ihm von weitem gezeigt, er schielte darnach, wie ein gnügsamer Landmann, der an eine fürstliche Tafel geladen wird, und zu Hause seine Buttermilch mit froherem Muthe verzehrt. Nachdem er die gelbe Maykirsche bis auf den Kern weggepickt hatte, flatterte er lustig davon, gleich dem Günstling einer vornehmen Dame, der seiner Gebieterin Löhne vorpfeifen mußte, die sein Herz ihm nicht eingab, und nun endlich das Glück hatte in Ungnade zu fallen. Seine Verfolger waren

waren flink hinterdrein. Er setzte sich abermals auf eine Birke, und das Gefühl der Freyheit schien die Pflicht der Dankbarkeit ganz zu unterdrücken, denn er nahm von Hannchens lockenden Klagen gar keine Notiz.

Schon machte sich Wilhelm fertig, die Birke zu erklettern. Marlborough ersparte ihm die Mühe, und slog weiter von Baume zu Baume — endlich gar über die Gartenhecke auf die benachbarte Wiese. Doch auch ohne Flügel, und trotz der stechenden Dornen, wußte Wilhelm geschwind den Weg über die Hecke zu finden. Das arme Hannchen aber mußte zurückbleiben, und sich begnügen, mit ihren zarten Händen in den Dornen zu wühlen, um durch ein kleines Loch hinaus auf die Wiese zu schauen, wo sie den geliebten Flüchtling wenigstens mit Blicken verfolgte.

„Ach Wilhelm! Wilhelm! schaff mir ihn wieder!“ rief sie mit so süßer Stimme dem keuchenden Jüngling nach, daß er den Vogel

bis in den Käfig der Fee Strigilline verfolgt haben würde, deren Bekanntschaft wir dem drolligen Cazotte verdanken. Die Wiese war nur sparsam mit Bäumen besetzt, und einige hundert Schritte weiter, durch einen zwar nicht tiefen, aber doch ziemlich breiten Fluß begrenzt. Am Ufer dieses Flusses setzte sich Marlborough auf einen Weidenbusch, so niedrig, daß es schien, man könne ihn mit der Hand erhaschen. Wilhelm schlich auf den Zähnen herbey, und als er eben fünf ausgespreizte Finger ausstreckte — husch! da trat der Flüchtling die Weise über den Fluß an, lagerte sich drüben auf einer Espe, und sang schmetternd — nicht Marlborough s'en va-t-en guerre — sondern das Lied welches die Natur ihn ohne Leyer gelehrt hatte. So machen wir es alle. Jeder hat sein Stückgen nach der Leyer gelernt, das er nicht länger singt als er muß. Der Pfaff gurgelt es von der Kanzel, und überläßt sich daheim seiner Pfaffenatur, indem er Weichtpfenige zählt.

Hier

Hier war keine Zeit zu verlieren. Wilhelm sprang, ohne sich zu besinnen, mit sammt den Kleidern in den Fluß, watete bis unter die Schultern im Wasser, und erreichte glücklich das jenseitige Ufer, aber nicht das Ziel seines Strebens.

Hannchen sah, was Wilhelm that, durch die Hecke, und die herabrollende Thräne der Angst, verwandelte sich in eine stillstehende Thräne der Wehmuth. Sie zitterte, aber nicht mehr für Marlborough. „Der gute Wilhelm!“ sagte sie laut. „Der liebe Wilhelm!“ wiederholte leise ihr Herz.

Er war nun sammt dem Vogel aus ihren Augen verschwunden, kletterte und sprang über Hecken und Graben, und verlohr den fliehenden Günstling nie aus dem Gesichte. Doch schon fiengen seine Kräfte an zu schwinden, er hatte keinen Athem mehr, die Schläge seines Herzens waren sichtbar, der Augenblick schien nicht mehr fern, da er erschöpft niederstinken, und den wie-

C 2

der.

verspenstigen Marlborough seinem Schicksal würde überlassen müssen.

Plötzlich mischte sich ein Dritter ins Spiel, der schon lange ungesehn auf seinen Vorthell lauerte. Ein Habicht schwebte in der Luft, still wie ein Bösewicht, der die Unschuld berückt. Ach! daß die Natur nicht dem Menschen, wie der Lerche, den Instinct verließ, Bosheit und Tücke von Ferne zu ahnden, wenn sie auch noch ruhig und Planlos über ihm zu schweben scheint. Der kleine Marlborough hatte in seinem goldenen Kerker nie einen Habicht gesehn, aber die Natur sagte ihm deutlich: „der da oben ist dein „Feind!“ Was weder lockende Liebe noch reizende Leckerbissen vermocht hatten, das bewürkte endlich die Furcht. Er flog niedriger — er flog ganz niedrig — er setzte sich auf einen Wacholderstrauch — der Habicht schoß herab — und Marlborough schlüpfte in Wilhelms rettende Hand.

„Ich habe ihn!“ riefte Wilhelm, „Gott sey Dank! ich habe ihn!“ Er vergaß, daß seine

seine Kräfte erschöpft waren; er dachte nur an Hannchens Freude, und der Gedanke gab ihm neue Stärke. Unmöglich konnte er sich entschließen, durch einen weiten Umweg auf die Landstraße, von der Landstraße über die Brücke, und so weiter in Herrn Jeromes Garten zurück zu schleichen. Mit dem Vogel in der Hand, sprang er noch einmal, und leichter als vorher, über alle die Gräben und Hecken, die ihn von Hannchen trennten; mit dem Vogel in der Hand watete er noch einmal durch den Fluß, und hielt seine Deute hoch empor.

„Ich habe ihn!“ rief er laut, als er das weiße Gewand der Geliebten von Ferne durch die Hecke schimmern sah. Sanfte Thränen stahlen sich über des Mädchens Wangen, und als Wilhelm nun endlich vor ihr stand, Athemlos, durch und durch naß, mit blutigen Händen, braunrothen Gesicht, und seine Haare so triefend von Schweiß, als seine Kleider von Wasser — da sah sie ihn an mit einem feuch-

ten, seelenvollen Blicke, vergaß Marlborough und ihr stornes Negligeé, warf sich ihm plötzlich um den Hals, und küßte schluchzend seine heiße Wange.

Der gute Jüngling hatte das auch wohl verdient. Er war so erschöpft, daß er auch Hannchons Liebkosungen nicht einmal erwidern konnte. Er sank ins Gras und schnappte nach Luft. Hannchen vermogte nicht, ihm mit Worten zu danken, sie war ganz still, aber dieser Augenblick entschied das Loos ihres Lebens. Wilhelm sollte in die Stadt gehn, die Kleider zu wechseln. Er wollte nicht. Am andern Morgen hatte er das kalte Fieber.

Fünftes Kapitel.

L i e b e u m L i e b e .

Schalk Amor wohnt in jedem Mädgen Herzen, und das von Rechts wegen. Klopfst du an, und er läßt sich verleugnen, so glaube darum nicht,

nicht, er sey wirklich abwesend, sondern nur bei dem Besuch war ihm zuwieder. Amor ist unbezweifelt der größte Herr auf Erden, folglich bedient er sich auch zuweilen des Rechts großer Herren, den kleinen ehrlichen Leuten, die außer ihrer Ehrlichkeit nichts aufzuweisen haben, die Thüre vor der Nase zuzuwerfen. Dieser Gott des Himmels hat auch das mit den Göttern der Erde gemein, daß er sich von Günstlingen beherrschen läßt, nur daß sie nie bey ihm in Ungnade fallen. Erräthst du ihren Namen? — sie heißen Eitelkeit und Sinnlichkeit. — Doch die Liebe hat auch einen Freund, zwar, wie gewöhnlich, minder begünstigt, als die Schmeichler, aber oft von großem Einfluß; er heißt: Mitleid! und wenn er, wie es zuweilen geschieht, mit den Günstlingen in ein Bündniß tritt, so öffnet das verschlossenste Herz sich ihrer Fürsprache.

Wilhelm hatte, ohne es zu wollen, das Geheimniß entdeckt, so wohl den Freund als

die Schmeichler für sich zu interessiren. Schon damals, als seine Thränen in den Bach flossen, und sein Schmerz einfache Ebnen in die Hirtenflöte hauchte, schon damals hatte das Mitleid Hannchens Herz beschlichen. Der Weinbruch im vorigen Jahre nährte dieß Gefühl, und das kalte Fieber gab ihm Niesenkräfte. Nun entstand die oberwähnte Tripelallianz. Die Eitelkeit flüsterte mit süßer Stimme: „um deinetwillen kletterte er auf den Birnbaum; um deinetwillen sprang er ins Wasser.“ — Die Sinnlichkeit — psuy! was hat ein unschuldiges Mägdgen von sechszehn Jahren mit der Sinnlichkeit zu schaffen?

Um Vergebung, meine Dame, verwechselt Sie dieß seine Gefühl nicht mit seiner ausgearteten Schwester, der Wollust. Nicht wahr, Sie sehen einen Antinous lieber als einen Socrateskopf? wer wird Ihnen diese Sinnlichkeit zum Verbrechen machen? — Wilhelm war ein schöner, schlanker Jüngling; die Farbe

der

der Gesundheit, der frische Reiz der Jugend, ein klares, verständiges Auge, Purpurlippen, weiße Zähne — ist es meine Schuld, daß die Natur allen diesen Dingen die Kraft zu gefallen beylegte? Und am Ende, müssen wir nicht mit Boufflers ausrufen:

Que deviendroient les familles,
Si les Coeurs des jeunes garçons
Etoient faits comme ceux de filles?

Das nemliche Zimmer in Herrn Jerome's Hause, wo Wilhelm im vorigen Jahre allzu schnell gesund wurde, war auch dießmal der Schauplatz seiner Leiden und Freuden. Er betrat es mit einem behaglichen Gefühl von Wärme, dem selbst der Fieberfrost auf einen Augenblick weichen mußte.

Fast den ganzen Tag saß Hannchen vor seinem Bette. Ihr Vater bekümmerte sich wenig darum, theils weil ihn kein Mißtrauen plagte, und theils, weil seine Geschäfte seit einiger Zeit in Unordnung geriethen, ihm den

C 5 Kopf

Kopf warm machten, und seine Laune verstimmen.

Hannchen hatte von einem alten Franzosen, einem Schüler Rousseaus, die Botanik gelernt, und von ihrer Mutter allerley schöne Recepte geerbt; sie pfuschte gern ein wenig in die Arzneykunst, und setzte es sich in den Kopf, ihren lieben Kranken selbst curiren zu wollen, eine Sache, die ihr wohl endlich auch ohne Recepte gelungen wäre. Bald bereitete sie ihm frische Kräutersäfte aus Kresse, Fieberklee, Borretsch und Pfaffenöhrlin; bald gab sie ihm Krausemünzenblätter mit Honig; bald ließ sie ihn Kaffee mit Limoniensaft trinken. Wilhelm verschluckte sanftmüthig alles, was ihre schöne Hand ihm darreichte, und würde, wenn es ihr beliebt hätte, Coloquinten verschluckt haben, ohne den Mund zu verzerren.

Als er endlich merkte, daß das Fieber den Körper verließ, die Liebe zu Hannchen aber sein Herz nie verlassen würde, da wurde er traurig,

tief-

tiefsinnig. Hannchen fragte jeden Tag dringend zärtlich um die Ursache, aber vergebens! Kein Kräutersaft löste seine Zunge. Er hätte freylich gern die schwere Last von seinem Herzen gewälzt, aber wo sollt er den Muth hernehmen?

„Blödsinniger Jüngling! wenn es der Liebe an Muth gebricht, so nimmt sie ihre Zuflucht zur List. Du fürchtest Hannchens Zorn? wohl! versuche es, ihr deine Liebe zu entdecken, ohne eben den Vorsatz zu verrathen. Hast du nicht ein Fieber? Kannst du nicht phantastiren? Die Träume eines Fieberkranken darf sie wenigstens nicht übel nehmen. Mußt du doch einst die Prinzessin von England es sich gefallen lassen, daß ein wahnsinniger Perückenmacher sich in sie verliebte.“

So plauderte ein Ich weiß nicht was zu Wilhelms Herzen, und Wilhelm ließ dieser Plauderrey ein gefälliges Ohr. Mehrere Tage trug er sich mit dem kleinen heimtückischen Plan, und lauerte nur auf Gelegenheit, ihn auszuführen.

Eines

Eines Abends las ihm Hannchen den berühmten Reineke Fuchs vor, den Herr von Goethe mit einem neuen Pelz versehen hat. Die Tänke und Schwänke des Meister Reineke machten ihm so viele Langeweile, daß er recht Zeit hatte, seine Rolle zu studiren. Wohl zwanzigmal war Hannchen im Begriff, das Buch gähmend bey Seite zu legen; da aber Wilhelm schwieg, und seine starren, auf sie gefesteten Augen Antheil an der Lectüre zu nehmen schienen, so glaubte sie, es müsse doch wohl unterhaltend seyn, und sie verstehe es nur nicht. Sie las also immer drauf los bis zum neunten Gefange, und erwehrte sich des Schlags so gut sie konnte.

Sie war eben bey der Stelle:

— — Doch gieng er mit Kühnheit
Gerade durch alle Baronen —

als das Wort Kühnheit Wilhelms Ohr traf, und in seinem Herzen wiedertönte. „Warum zauderst du?“ flüsterte die Liebe: „fasse Muth!“

„Muth! sey Kühn!“ — Nun war zwar hier von ganz andern Dingen, als von Baronen, die Rede, und es schien ihm leichter durch alle Reichsbarone der ganzen Christenheit zu wandern, als sich den zornigen Blicken seiner Geliebten bloß zu stellen; aber ein volles Herz und ein wachsender Keim streben beyde sich Lust zu machen, wenn gleich diesen eine Erdscholle, und jenes die Furcht verschließt.

Erblicklich fieng Wilhelm an, sich im Bette hin und her zu werfen, und unverständliche Worte zu murmeln. Hannchen blickte auf. „Ist dir nicht wohl Wilhelm?“ — er antwortete nicht. Hannchen wiederholte ihre Frage, und Wilhelm beharrte bey seinem Schweigen. Nun legte sie ängstlich das Buch weg, stand auf, bückte sich über ihn, und sah ihn forschend ins Gesicht. Seine Wangen glühten — das kam ihr verdächtig vor; seine Stirn brannte — das hielt sie für eine Rückkehr des Fiebers; seine Augen irrten umher — er athmete schnell

schnell — ihr wurde bange. Schweigend und harrend stand sie neben ihm, um die Symptome zu belauern.

Jetzt öffneten sich Wilhelms Lippen: „Hannchen!“ rief er ohne sie anzusehn, „ge-
„liebtes Hannchen!“ — und nun fieng er an zu schwärmen von Pallästen und Schäferhütten, die er mit ihr bewohnen wollte. Bald stellte er sich, als glaubte er Herrn Jerome vor sich zu sehen, bat und beschwor ihn mit Thränen, ihm, um seiner Armuth willen, Hannchen nicht zu versagen; bald erblickte er sie in den Armen eines andern, weinte und tobte, jammerte und wüthete.

Hannchen war sehr erschrocken. Sie wollte weglauen und blieb, sie wollte Hülfe rufen und that es nicht. Wilhelm raste so unterhaltend, daß er ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte, und das Bekenntniß seiner Liebe hörte sie mit Entzücken, da sein Zustand ihr jede Schaamröthe ersparte.

Nach-

Nachdem der verstellte Kranke seine Rolle eine Zeitlang mit Beyfall gespielt, und die geheimsten Wünsche seines Herzens ohne Stottern enthüllt hatte, sank er erschöpft zurück auf sein Lager, und blinzelte mit bald geschlossenen Augen nach Hannchen, um die Wirkung seiner Schauspielertalente zu erforschen. Dieses Zurücksinken nahm Hannchen für eine Ohnmacht, und das Blinzeln für gebrochene Augen. Husch! lief sie an's Fenster, wo ein Gläsgen mit herztärenden Tropfen stand, ergriff einen Löffel, und vermeynte zwanzig Tropfen abzuzählen; es wurden aber wenigstens achtzig daraus, theils weil ihre Hand zitterte, und theils weil sie so verkehrt zählte, als ob sie eben so wenig vom Einmal Eins als von Rants Critik der reinen Vernunft hätte reden hören. Wäre die Herztärkung wirklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, so würde der kranke Schalk auch eben keinen Nachtheil davon empfunden haben, denn auf dem Wege vom Fenster bis zum Bett verschüttete ihre bebende Hand

drey

drey Viertelle der allzureichlichen Gabe. Mit dem letzten Viertel näherte sie sich den Lippen des Patienten, und sprach sanft bittend: „mein lieber Wilhelm!“ — Da nahm er, statt des Löffels, ihre Hand, drückte sie feurig an den Mund, und sah ihr schmachkend ins Antlitz.

„Du wirfst die Tropfen verschütten!“ rief Hannchen verwirrt. Aber die Tropfen waren schon längst verschüttet. Wilhelm bekümmerte sich wenig mehr um die Tropfen, er schlang seinen Arm um das holde Mädgen, verbarg sein Gesicht an ihrem Busen, und stotterte: „ver-
„Gieb mir Hannchen! ich phantasire nicht!“

„Was hast du Wilhelm?“

„Ach! ich bin arm! ich habe nichts als ein
„Herz das dich liebt!“

„Du bist krank —“

„O ja! bis zum Sterben, wenn du mich
verschmäßt!“

Es war wohl eine treffliche, aber auch gefährliche Sitte bey den alten Deutschen, daß die Heilkunde zu den Pflichten der Weiber gehörte. Wie manche Wundercur mag eine schöne junge Dirne damals verrichtet haben! aber wie oft mag sie auch das Opfer ihrer Menschenliebe geworden seyn! Wie oft wurde der Kranke gesund und der Arzt erkrankte.

Hannchen fühlte, daß sie die herzstärkenden Tropfen nöthiger brauchte als Wilhelm. Sie wäre gern davon gelaufen, aber es fehlte ihr an Kräften, sich aus seinen Armen los zu winden; sie hätte gern gescholten, aber es fehlte ihr an Luft ein Wort hervorzustammeln, denn Wilhelms brennende Lippen versegelten die Ihrigen. Der Taschenspieler Amor vertauschte in diesem Augenblicke mit großer Geschwindigkeit ihre Herzen, und zeigte ihnen, mit Hülfe der Zauberey, statt eines nahen Abgrunds, in der Ferne einen Rosengarten.

Sechstes Kapitel.

D e r S c h u l m e i s t e r .

Es giebt vier Gattungen glücklicher Menschen auf der Welt. Drey derselben zerfließt das Glück schnell wie eine Nebelwolke, die der arme Schiffer, mit dem zerbrochenen Steuerruder der Vernunft, in der Ferne für Land hielt. Nur bey der vierten ist es dauerhaft, wenn kein unberufener Arzt sich ins Spiel mischt. Die drey Ersteren heißen: der Trunkene — der Verliebte — das Kind — und der Letztere — ach! warum muß ich eine bittere Wahrheit sagen! — der Letztere ist der Wahnsinnige. Alle viere haben das mit einander gemein, daß sie sich reich glauben, nur die Gegenwart genießen, und nicht vor der Zukunft beben. Um dieser gleichen Stimmung willen, pflegt man auch die Verliebten oft Kinder, Trunkene oder Wahnsinnige zu nennen, und ich habe nichts dagegen, wenn man dem

Selben meiner Geschichte eben diese Ehrentitel beylegt, denn es war wirklich kindisch in ihren Jahren der Liebe Raum zu geben; es war trunken einander Liebe zu bekennen; es war wahnsinnig von einer glücklichen Zukunft zu träumen.

Wilhelms kühnste Hoffnungen erhoben sich kaum bis zu einem Schulmeisterdienste. Hannchen meynte freylich, die Liebe able jeden Stand, und beglücke den Bettler wie den Fürsten. Sie sah schon im Geist, wie sie Hühner und Gänse füttern und am Kirchweyhfest Kuchen backen würde. Auch der Unterschied ihrer Religion schreckte sie nicht, Liebende haben nur eine Religion.

Wilhelm fand diese Gedanken sehr gründlich, und ermangelte nicht, noch ähnliche hinzuzufügen. Wenn ein kriegerischer Fürst — so raisonnirte er — das Schwert in die Scheide stößt, um am Busen einer Fürstin auszuruhen, so ist das eben nichts mehr, als wenn ein Schul-

meister die Ruthe niederlegt, und die Frau Schulmeisterin umarmt. Der Fürst bekränzt sein Haupt mit Lorbeern, und der Schullehrer, am Pfingstfest, seine Stube mit jungen Birken. Die Lorbeern triefen von Blut, die Birken hingegen von einem zuckerverreichen Saft. — Gern spielt die Liebe mit solchen Antithesen. Sie wirft sie der Phantasie vor, die alles ohne Unterschied in den Mund steckt, wie die kleinen Kinder, und zu spät gewahr wird, daß man dergleichen nicht essen kann.

Wilhelm, dessen Fieber nun eine andere Richtung genommen hatte, schien mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, seit Hannchens Lippen auf den seinigen brannten. Seine Lehrer nannten ihn keinen Träumer mehr; er war der aufmerksamste, lernbegierigste Schüler, der alles schnell faßte, und das Ziel seines Fleißes, den köstlichen Preis, nach welchem er rang, nie aus den Augen verlor. Er lernte jetzt in sechs Monaten mehr, als vorher in sechs Jah-

Jahren, und zeichnete sich bey einem Examen, in Gegenwart des Generalsuperintendenten Horstkopffius, so vortheilhaft aus, daß er, trotz seiner Jugend, die ziemlich einträgliche Schullehrerstelle in Walldorf erhielt.

Stolzer als ein Cardinal, der vom sichtbaren Oberhaupt der Kirche das Recht empfangen, eine Purpurfarbene Maskenkleidung zu tragen, und ein weißes Pferd am güldenen Zügel zu lenken; froher als ein gescheiterter Weltumsegler, der in einem lecken Kahn Wochenlang Hunger und Wellen trogte, und nun plötzlich eine freundliche Südseeinsel vor sich sieht, von deren Küste herab der Brodfruchtbaum ihm zunickt; stolzer und froher eilte Wilhelm jetzt nach Hause, seinen kranken Vater durch diese Botschaft zu erquickten.

Der gute alte Hans Wiese war zwar nicht bestimmt, die Früchte von seines Sohnes Fleiße zu erndten, denn er starb einige Wochen vorher; aber er trug sich doch bis an seinen Tod

mit hundert kleinen Entwürfen, wie er sich im Alter einen guten Tag pflügen, den Kohl- und Obstgarten unter seine Oberaufsicht nehmen, allensfalls auch die Schulknaben dann und wann im Lesen unterrichten wolle, wenn etwa sein Sohn, nothwendiger Geschäfte halber, in die Stadt gegangen seyn werde. Unter solchen lieblichen Träumen entschlummerte Hans Wiese — vielleicht desto besser für ihn! denn die Pantomime mahlt gewöhnlich al Fresco, in der Nähe darf man es nicht beschauen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Wilhelm, nach empfangener Meisterwürde, sich sogleich aus dem väterlichen Hause zu Herrn Jerome auf den Weg machte; doch ersetzte er vorher mit sorgsamer Hand den Puder an den Stirnwinkeln, den er bey dem Examen weggeschwitzt hatte. Auf der Straße sah und hörte er nicht. Hier stieß ihn ein Milchweib in die Ribben, dort schaute ihm ein Karrengaul über die Schulter; er wanderte blindlings darauf los,
sprach

sprach unterwegs sehr viel mit sich selbst, und sein Lächeln ließ errathen, daß es eben kein Hamletscher Monolog war.

„Das freut mich,“ sagte Herr Jerome, als er seines Pflegesohnen Glück vernahm: „Gott segne ihn, mein Sohn!“ — (zum erstenmale nannte er ihn Er.) Hannchens Wange glühte, sie wäre dem lieben Jüngling gern um den Hals gefallen; das Wort Sohn, welches ihr Vater aussprach, weckte eine Reihelachen der Bilder in ihrer Seele.

Wilhelm mußte zu Tische bleiben. Er saß in stummer Freude, berührte keinen Bissen, sättigte nur seine Augen, und als der Alte das Glas ergriff, und freundlich sprach: „Er soll leben Herr Wiese!“ — da drängte sich mit Gewalt eine Thräne in Hannchens Auge; sie mußte aufstehn, und sich draussen etwas zu schaffen machen.

Es ist doch eine eigne Sache um das Gesundheitstrinken. Nichts saderes auf der
Welt,

Welt, so lange diese Sitte nur ein Reichstädtischer Ehrentrunk ist. Aber bey feyerlichen, frohen Begebenheiten, wenn das Herz dem Herzen zutrinkt, da tritt wohl auch Männern ein Tropfen ins Auge, und der Jüngling stimmt ein mit dem Greise:

„Gott ehre mir die Sitte unserer Väter!“

Siebentes Kapitel.

G e d u l d !

Wenige Tage nach dieser frohen Begebenheit, holte der Tod ein halbes Duzend Fürsten und Grafen aus der Welt, und nahm bey dieser Gelegenheit auch den alten Packträger Hans Wiese mit, um sie dort von einem scharferen Examinator, als der Generalsuperintendent Horststoppilius war, befragen zu lassen: wie schwer eines jeden Packen gewogen? und ob sie ihn, ohne zu straucheln, von der Wiege bis an's Grab geschleppt?

Nach-

Nachdem Wilhelm kindliche Thränen auf seines Vaters Grabhügel geweint, und die Erbschaft, bestehend in dem blauen Sonntagsrock mit der rothen Scharlachweste, in Empfang genommen hatte, wanderte er wohlgemuth nach Balldorf. Er fand eine lachende Gegend, ein freundliches Haus, von einem guten alten Müttergen, der Wittve des verstorbenen Schulmeisters bewohnt; Kohl- und Obstgarten, eine Laube von Hollunder und Jasmin, ein Stück Ackerfeld, eine Wiese, treuherzige Bauern und einen braven Pfarrer. Alles, alles entsprach seinen Wünschen und Hoffnungen. Froh wie ein Kind machte er seine kleinen häuslichen Einrichtungen im Zaumel des Wohlbehagens. Die alte Wittve seines Vorgängers hatte bey seiner Ankunft gezittert, denn sie fürchtete, aus der kleinen Hütte verdrängt zu werden, in welcher sie schon länger als dreyßig Jahre friedlich hauste. Ihre Furcht war vergebens. „Ihr mögt bey mir bleiben, Mutter!“ sprach Wilhelm, „bis der Tod euch ab-

D s

„ruft,

„ruft, und Gott mag mir das wieder an meiner Wittwe vergelten, wenn ich einst davon gehe.“ Er dachte an Hannchen: sie ist fremd in der Wirthschaft, die Alte wird ihr mit Rath und That an die Hand gehn. Die Alte versteht zu kochen, trotz der Frau Pfarrerin, und wenn ich die Braut heimhole, empfängt sie uns mit einem leckern Pfannkuchen, ich weiß, den ißt Hannchen gern. Da muß der Tisch in der Hollunderlaube gedeckt werden, und nach der Mahlzeit führe ich sie hinaus aufs Feld, und zeige ihr unsern ganzen Reichthum. Im Obstgarten sind Birn, wohl eben so viel werth, als die, um deren willen ich mein Wein brach; und der Sallat im Kohlgarten — der wird dem kleinen Marlborough schmecken.

So sanft wlegte sich Wilhelm jeden Abend in den Schlummer, bis er in seiner neuen Wohnung warm geworden, und, nach seiner Meynung, alles zum Empfang der Braut, wohl und zierlich mit Besemen gekehrt und geschmückt war.

war. Dann trat er eines Morgens, mit hochklopfendem Herzen, die Reise nach der Stadt an, und drechselte unterwegs schöne Phrasen, die er dem alten Herrn Jerome ans Herz legen wollte, die er aber alle wieder vergessen hatte, als seine zitternde Hand die Stubenthür öffnete. „Ey! ey! willkommen Herr Wiese!“ rief ihm der Alte entgegen: „nun wie gehts?“

„Gott Lob! Herr Jerome, es geht mir recht gut. Ich habe mein reichliches Auskommen, und wohl noch etwas drüber.“

Herr Jerome. Das freut mich. Setze er sich doch.

Wilhelm. Mir fehlt auf der Welt gar nichts, als ein gutes Weib.

Herr Jerome. So, so? denkt er auch schon daran? nun, dazu kann ja wohl Rath werden. Jung gestreyt hat niemand gereut. Er muß sich eine reiche Schulzentochter aufs Korn nehmen.

Hann-

Hannchen lauerte mit zurückgehaltenerm Athem hinter der Thür. Ihr Busentuch zitterte auf und nieder, und verräth allein, daß sie keine Bildsäule sey.

„Ach Herr Jerome!“ fuhr Wilhelm mit bebender Stimme fort: „was soll mir der Reichthum? Die Kunst reich zu seyn, ist die Kunst wenig zu bedürfen, und Gott sey Dank! ich bin gnügsam. Schulzen oder Bettlers Tochter, wenn mein Weib mich nur liebt.“

Herr Jerome. Nun freylich. Er ist ja ein schmucker junger Kerl, und wird Mädchen genug finden, die ihn lieben werden.

Wilhelm. Ich — ich habe schon eine gefunden —

Herr Jerome. So? gratulire. Er wird mich doch zur Hochzeit bitten?

Wilhelm. Sie — sie heißt — Hannchen —

Herr

Herr Jerome. Ey, da heißt sie ja wie meine Tochter!

Wilhelm. Theurester Herr Jerome! Sie sind mein Wohlthäter! Sie haben mich aus dem Straube gezogen, und einen Menschen aus mir gebildet — vollenden Sie Ihr Werk — geben Sie mir Hannchen zum Weibe!

Was? was? ist er toll? — (die Pfeife fiel ihm aus dem Munde.)

Wilhelm stützte sich auf die Hand des Alten, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und stotterte die Worte: „Hannchen liebt mich!“

„Das ist sehr albern von ihr,“ sagte Herr Jerome, nachdem er sich von seinem Erstaunen ein wenig erholt hatte: „sehr kindisch und unbesonnen von euch beyden. Ich bin zwar kein Freund von Alfanzerereyen, aber Ordnung muß doch in der Welt seyn. Jeder halte sich fein zu seines Gleichen. Ueberdies bin ich catholisch, und zweyerley Religionen taugen nichts in der Ehe; die Kinder wissen nicht, ob sie dem

„dem Vater oder der Mutter glauben sollen.
 „Kurz, mein Freund, ich will es ihm wohl zu
 „gute halten, daß er sich in Hannchen vergaffte,
 „denn er ist jung, und sie hat ein hübsches Laro-
 „gen; aber ich hoffe, er wird sich die Heyraths-
 „grillen aus dem Sinne schlagen, und mich für
 „meine Wohlthaten nicht mit Undank lohnen.“

Es war zum erstenmale in sieben Jahren,
 daß Herr Jerome das Wort Wohlthat fallen
 ließ; desto schwerer fiel es dem armen Wilhelm
 aufs Herz. „Undank?“ sagte er, indem er
 mit zitternden Lippen eine Thräne auffog:
 „nein! — Gott bewahre mich vor dem La-
 „ster! es gehe mit wie es wolle, Gott bewahre
 „mich vor Undank!“ — Er faltete seinen Hut
 zwischen beyde Hände, sah mit feuchtem Auge
 gen Himmel, und rief: „ich werde elend seyn,
 „aber nicht undankbar!“ —

Wie diesen Worten wankte er zur Thür.
 Der Alte war gerührt; ein mitleidiges Gefühl
 sprach für seinen Pflegesohn, aber die Vernunft

donnerte dazwischen: es darf nun einmal nicht
 anders seyn! — und so ließ er ihn in Gottes
 Namen gehn.

Als Wilhelm die Thür öffnete, lag Hann-
 chen auf der Schwelle und schluchzte. Von der
 Schwelle kroch sie zu ihres Vaters Füßen. We-
 den konnte sie nicht, aber aus ihren Augen floß
 eine Sprache, die das Vaterherz versteht. Herr
 Jerome mußte gegen die Macht dieser stummen
 Ueberredung seine ganze Standhaftigkeit zusam-
 men nehmen. Er kämpfte und siegte, denn
 der Widerstand des guten Mannes gründete sich
 weder auf Rang noch catholischen Glauben,
 sondern auf eine Ursache, die er sich laut
 zu sagen schämte.

Wohlleben, Phlegma und mißbrauchtes
 Vertrauen hatten sein Hauswesen zerrüttet, er
 dachte seit einiger Zeit auf Mittel, sich wieder
 empor zu helfen, und das schien ihm das Leicht-
 teste und Bequemste, wenn er seine Tochter an
 einen jungen, reichen Fabrikanten verheyraethe,

der

der sich seit kurzem in L * * niedergelassen, und viel Geschmack an Hännchen zu finden schien.

Man schimpft so oft auf Vorurtheile, und doch ist unter zehnmalen das Vorurtheil gewiß neunmal nur der Deckmantel der menschlichen Handlungen. Intresse und Leidenschaft sind die verborgenen Räder der Maschine, das Vorurtheil ist nur die Puppe die vor euren Augen herumläuft. Werde dem dicken Manne drum nicht gram, lieber Leser! er that, was Millionen fromme Christen an seiner Stelle gethan haben würden; er schenkte den jungen Leuten ein fruchtloses Bedauern, leere Trostgründe, und ermahnte sie zur Geduld.

Achtes Kapitel.

Der Soldat.

Es giebt eine Menge Tugenden auf die wir uns nichts einbilden dürfen. Eine Menge sagte ich? — Alle vielleicht! — Klima, Tem-
pera-

perament und Alter schaffen hier einen Heiligen, und dort einen Bösewicht. Wenn der Ostindianer, dem ein fruchtbarer Boden seinen Reis hundertfältig wieder giebt, wohlthätiger ist, als der Finne, der sich Brod aus Steinen schaffen muß; so ist das kein Verdienst. Wenn Boileau Keuschheit predigte, weil ein Kaleutscher Hahn ihn schon als Knabe zum Weiberfeind machte; so ist das keine Tugend. Und wenn Herr Jerome im sechszigsten Jahre die Geduld wirklich übte, die er anpries; so verdankte er es seinem abgekühlten Blute, welches nicht mehr rasch durch die Adern walzte, sondern höchstens noch in einer Polonoise abgemessen dahin schritt.

Die Existenz des Jünglings besteht aus Wünschen und Hoffnungen; die des Greises aus Gewohnheiten. Wünsche und Hoffnungen kann der Jüngling wechseln und vertauschen, aber der Greis klebt an seinen Gewohnheiten, wie eine Auster an ihrer Schaal; 4, Bd. E löse

ißt man ihn davon ab, so stirbt er. Herr Jerome fühlte, daß ein sorgenfreyes Leben, eine wohl besetzte Tafel und ein gutes Glas Wein, ihm unentbehrlich geworden waren; Wilhelm konnte ihm alle diese Dinge nicht verschaffen, folglich beharrte er standhaft bey seiner Weigerung.

Wilhelm und Hannchen schieden, wie das Leben von der Jugend scheidet: unter Zuckungen und Krämpfen. „Ach! wäre ich ein Päcksträger geworden!“ rief Wilhelm und stürzte fort. „Auch dann würde ich nur dich geliebt haben!“ wimmerte Hannchen ihm nach. Vergebens suchte der Vater alles hervor, um das liebende Mädgen zu zerstreuen. Er fuhr mit ihr in den Garten — da lag Wilhelm unter dem Birnbaum! — er spazierte mit ihr auf die Wiese — da sprang Wilhelm in den Fluß! — er bat Gäste — ach! unten am Tische saß Wilhelm! — er schenkte ihr ein neues Kleid — für wen sollte sie sich pußen? — ihre Haare

blieben

blieben ungekränfelt, ihre Blumen unbegossen, und Marlborough wäre schier verhungert. Sie vertauschte ihr Zimmer gegen Wilhelms Krankenstube; da saß sie auf dem Bette, wo er zum erstenmale seinen Arm um sie schlang; da hestete sie ihr Auge starr auf den Boden, wo die verschütteten Tropfen einen röthlichten Fleck zurückgelassen hatten.

Wilhelm kam in sein Dörfgen zurück, mit einer bittern Gleichgültigkeit gegen alles was Menschen oder Welt heißt. Das gute alte Müttergen sah mit Schmerzen, daß er den Pfannenkuchen den Hunde gab, den sie so lecker zu seinem Empfange gebacken hatte. Er gieng hinaus aufs Feld, und lächelte, als er gewahr wurde, daß der Kornwurm die grüne Saat verzehrte. Er durchstrich den Obstgarten, und freute sich über die Haupennester, die an den Blüten hiengen. Von ungefähr blickte er in die Höhe, sah einen Habicht, der ihm ein Ruchlein vom Hofe gestohlen hatte, und unwillkürlich rief er: bravo!

In dieser Stimmung gieng er mit hastigen Schritten um das Dorf. Die Arme verschränkt, den Hut ins Gesicht und den Kopf auf die Brust gedrückt, sah er weder Menschen noch Vieh rechts und links auf seinem Wege. Pötzlich hörte er Klageröne in einer geringen Entfernung. Er erwachte auf einen Augenblick aus seiner Betäubung, schob den Hut aus dem Gesichte, und erblickte eine weinende Bauerfrau, die verzweifelt ihre Hände rang. Wilhelm, der sonst so sanfte gute Wilhelm, immer bereit zu Trost und Hülfe, hielt es jetzt nicht der Mühe werth, nach ihrem Kummer zu forschen. „Was wird es seyn?“ dachte er: „sie ist vielleicht bestohlen worden, oder der Viehstall ist ihr abgebrannt. Kleinigkeit!“ Er wollte vorüber gehn.

„Ach Herr Schulmeister!“ rief das Weib: „helfe er mir um Gottes willen!“ „Helf' ihr Gott!“ sagte Wilhelm unmuthig.

„Ach! die grausamen Werber! sie haben mir meinen einzigen Sohn genommen!“

„Die

„Die Werber?“ — es schlug wie ein Blitz in Wilhelms Seele. „Wo sind sie?“

„Dort unten in der Schenke. — Ach mein Heinrich! ich werde ihn nie wiedersehn! er ist hart gebaut, er wird die Strapazen nicht aushalten!“ —

„Geduld Mutter! wir wollen sehn, was sich thun läßt.“

Mit raschen Schritten näherte sich Wilhelm der Dorfschenke. In seiner Seele war ein fürchterlicher Tumult. — „Wer bin ich? — Was bin ich? — hängt mein Herz noch an irgend etwas auf der Welt? — mein Vater ist tod — Hannchen ist tod —! Soll ich hier einen Tag wie den andern essen, trinken und herum wandeln? — Einformigkeit und Ruhe wurden nur für glückliche Menschen geschaffen; Lärm, Getümmel, Krieg, heute hier, morgen dort, heute gesund, morgen ein Krüppel — das ist ein Leben für Unglückliche!“

Jetzt trat er in die Schenke. Ein Preussischer Feldwebel saß am Tische, zechte auf die Gesundheit des Königs, und spöttelte über das angeworbene Muttersöhnchen, das an seiner Seite weinte. Wilhelm winkte den Feldwebel bey Seite: „Herr!“ sagte er, „was will er „mit dem zarten, jungen Burschen anfangen? „der kann noch kaum eine Muskete tragen.“

„Was hilft’s?“ versetzte der Schnurrbart, „man hat die Wahl nicht. Futter für Pulver. „Die Franzosen machen uns zu schaffen. Wenn „wir jetzt bey der Armee so genau aufs Maasß, „oder auf die breiten Schultern sehen wollten, „so würde bald keine Kompagnie mehr complet „seyn.“

Wilhelm. Aber wenn ich ihn nun, statt dieses Recruten, einen jungen, gesunden, rüstigen Kerl stelle, der seine sechs Zoll mißt?

Feldwebel. Ey, so mag dieser in Gottes Namen laufen.

Wilhelm. Wohlan, ich bin sein Recrut.
Feld-

Feldwebel. (zurückprallend) Er Herr Schulmeister?

Wilhelm. Ohne viele Worte. Gebe er mir ein Glas Wein. Es lebe der König!

Feldwebel. Hat er ein Gläschen zu viel getrunken? wie? er wollte für ein paar Groschen des Tages den schönen, einträglichen Dienst verlassen?

Wilhelm. Das geht ihn nichts an. Da ist mein Hut. Steck’ er ein Feldzeichen darauf.

Feldwebel. (nach dem Hute greifend) Nun, wenn er es durchaus so haben will —

Wilhelm. Halt! das würde zu viel Aufsehn hier im Dorfe machen. Wann marschirt er?

Feldwebel. Noch diesen Abend.

Wilhelm. Desto besser! wenn er mein Haus, dort unten an der Ecke, vorbey geht,

so pfeife er nur, und ich werde mich sogleich zu ihm gesellen.

Feldwebel. Aber das Handgeld —

Wilhelm. Handgeld? ha! ha! ha! Das Handgeld ist mein Elend, ich werde ihm nicht entlaufen. Jetzt gehe er, und kündige er dem armen Teufel seine Freyheit an.

Feldwebel. Nicht eher, als bis ich meiner Sache gewiß bin, und er das Handgeld genommen.

Wilhelm. Muß das so seyn? Nun gut, auch das.

Er empfing einige Goldstücke, und trat mit dem Feldwebel wieder in die Stube. Hier sah er gleichgültig die Freude des armen Heinrich und das Entzücken seiner Mutter. Der Letzteren drückte er die Goldstücke in die Hand, nicht um eine Wohlthat zu erzielen, sondern um das Geld los zu werden. Von Segenswünschen begleitet, die ihn weder rührten noch freu-

freuten, gieng er nach Hause, um seine Wäsche in ein Bündel zu schnallen. Das alte Müttergen sah ihm erstaunt zu, fragte wohl zwanzigmal, was er vorhabe? und erhielt keine Antwort. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, pfiß der Feldwebel. „Lebt wohl Mutter!“ sagte Wilhelm und warf sein Bündel auf den Rücken.

„Lieber Gott! wo wollt ihr denn hin? so spät Abends!“

„Legt euch schlafen Mutter! wenn es einß dort Morgen wird, wo Fabrikanten und Schulmeister, Catholicken und Protestanten untereinander erwachen, dann sehen wir uns wieder!“ — Die gute Alte verstand ihn nicht. Sie sah ihm nach, bis er hinter der Weisbörnhecke verschwand, wiegte ihr Haupt, und watschelte zu einer Nachbarin, in deren Gesellschaft sie sich bis um Mitternacht vergebens den Kopf zerbrach, um zu errathen, was doch wohl dem Herrn Schulmeister wiederfahren seyn mögte?

Die Sonne gieng eben auf, als der Feldweibel mit seinem Recruten einen Hügel erklimmte, von welchem man Wilhelms Geburtsstadt überschauen konnte. Er sah ganz deutlich den grünen Giebel des Hauses wo Hannchen wohnte. Die Gärten vor dem Thore lagen ihm noch näher; er glaubte sogar den lieben Birnbaum zu erkennen.

Bis hieher war er seinem Führer still und finster gefolgt; weder Worte noch Seufzer hatten die Leiden seines Herzens verrathen. Jetzt stand er plötzlich wie eingewurzelt, breitete die Arme nach seinem Geburtsort aus, und weinte bitterlich.

„Gutes Muths!“ sagte der Feldweibel.
 „Wenn er nun auch dem Könige ein Duzend Jahre dient, die Stadt wird unterdessen nicht von ihrer Stelle rücken. Und kommt er denn einmal wieder als Gefreytkorporal, mit einer Medaille im Knopfloch, so wird das seinem Liebgen ganz anders in die Augen leuchten, als der schwarze, abgeschabte Rock.“

„Mein

„Mein Liebgen?“ sagte Wilhelm erschrocken: „woher kann er wissen —?“

Feldweibel. Hm! das merkt man ja wohl. Ich müßte nicht so lange in der Welt mitgelaufen seyn. Umsonst wird er nicht so mit klaren Augen da hinunter ins Thal gaffen.

Wilhelm. Dort liegt mein Vater begraben.

Der Feldweibel öffnete schmunzelnd sein Tornister: er will mir nichts sagen? Gleichviel. Da trink' er einmal. Es hat einer ein schönes Lied gemacht, darinn steht geschrieben: auch die Todten sollen leben!

Wilhelm nahm und trank.

„Galt es den Todten oder den Lebendigen?“ fragte der Feldweibel schalkhaft.

„Warum soll ichs leugnen? es galt meinem Hannchen!“

Feldweibel. Hannchen? sie soll leben! — Er stürzte ein Glas hinunter.

„Guter

„Guter Mann,“ sagte Wilhelm: „er hat mich da zu rechter Zeit an ein schönes Lied erinnert:“

Wenn der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn:
Wer ein holdes Weib errungen —

Ach! noch kann ich das nicht sagen! aber:

Festen Muth in schweren Leiden!
Ewigkeit geschwornen Eyden!

Komm er weiter! ich bin gestärkt.

Neuntes Kapitel.

Der Wildfang.

Wenn es nicht wider die Ehrfurcht stritte, die man einem sogenannten Geiste schuldig ist, so würde ich sagen: die Seele gleicht zuweilen einem verrenkten Gliede, man kann es nicht rühren ohne heftige Schmerzen. Oft aber ist nur ein kleiner Ruck von einer geschickten Hand hinlänglich.

länglich, um jeder Muskel ihre gehörige Lage wieder zu geben. Der Zufall legte dem Feldwebel ein paar Worte aus Schillers Lied an die Freude in den Mund. Wilhelm wußte dieß Lied auswendig, in seiner Seele reyhete sich schnell Zeile an Zeile; eine jede trägt den Stempel der Vollkommenheit; eine jede reißt unwillkürlich zu himmlischen Gefühlen mit sich fort. Ich kenne kein menschliches Leiden, für welches dieses Lied nicht irgend ein Balsamtröpfgen in Bereitschaft hätte. Segen über den Dichter! er hat mich einst in einer bangen Stunde erquickt! — Segen über ihn! rief auch Wilhelm, als er wieder einen Lichtstrahl der Hoffnung, einen Ausblick des Muthes in seiner Brust verspürte.

Noch einmal überschaute Wilhelm mit nassem Auge, seines Vaters Grab, den grünen Siebel, und den Birnbaum; hastig stolperte er dann den Hügel hinunter, und empfand eine Art von Beruhigung, als er sah, daß dieser Hügel

Hügel ihm auch die letzte Thurmspitze verbarg. —
 Beruhigung? hör' ich fragen. — Aller-
 dings. So lange der Mensch noch die Hand
 nach einem geliebten Traumbild ausstrecken kann,
 mit der kleinsten Wahrscheinlichkeit es zu erha-
 schen; so lange leidet er mehr, als wenn die
 letzte Hoffnung ihm schwindet. So oft Wil-
 helm einen Berg in blauer Ferne hinter sich
 liegen sah, der gestern noch in blauer Ferne vor
 ihm gelegen hatte; so oft er mit einer fliegen-
 den Brücke über einen Strom setzte, und dann
 die Brücke vom Ufer wieder abstoßen sah; so oft
 kam es ihm vor, als ziehe sein Herz sich immer
 enger zusammen, der Sturm im Busen schwieg,
 und war es auch nicht Ruhe so war es doch
 Stille.

Sehr natürlich, daß der Feldwebel auf die-
 ser Wanderschaft sein Vertrauter wurde. Mit-
 theilung ist dem Liebenden Bedürfniß, und hätte
 kein menschliches Ohr sich ihm geöffnet, so wür-
 de er im nächsten Dorfe einen Hund gestohlen
 haben,

haben, ihm seine Leiden zu klagen. Auch war
 Wilhelms Gefährte kein so rauher Mann, als
 sein Schnurrbart, und seine grobe Stimme ver-
 muthen ließen. Er hatte daheim Weib und
 Kind, sprach gern von Krieg und Scharmüßeln,
 aber lieber noch von seinem wackern Grotgen,
 und von dem muntern Duben an ihrer Brust.
 Ein Mensch, der Gefühl für den Werth eines
 guten Weibes und Sinn für häusliches Glück
 vereint, kann kein hartherziger Mensch seyn.
 Geduldig ließ er dem Erzähler sein Ohr, schien
 es ihm wenigstens zu leyhen, und das war für
 Wilhelm genug.

Nach mehreren Tagereisen gelangten sie
 endlich an den Ort ihrer Bestimmung, eine Fe-
 stung an der Grenze, wo die Recrutentransporte
 zusammen flossen, und die Neuangeworbenen
 den Dienst lernen mußten. Der stille, gerad-
 sinnige, nie murrende und alles leicht begreifende
 Jüngling gewann bald die Liebe seiner Vorge-
 setzten. Die Handgriffe seiner neuen Kunst
 wur-

wurden ihm ohne Stockschläge geläufig. Er war treu, nüchtern, und nie in böse Handel verwickelt; er schrieb eine schöne Hand und unterwies die Kinder seines Hauptmanns in den Anfangsgründen der Schulwissenschaften. So erwarb er sich Liebe und Ansehn, und selbst die wildesten unter seinen Kammeraden haßten ihn nicht, weil er keinen Verus zum Sittenprediger in sich verspürte und ihnen nie ihre Freude verdarb. Doch war unter allen nur einer, der sich fester an ihm hieng, und dieser eine gerade unter allen der Ausgelassenste.

Fritz Perlstädt, der Sohn eines königlichen Beamten, verband mit einem guten, weichgeschaffenen Herzen den lebhaftesten Geist. Schon als Knabe preßte er seinen Lehrern manchen Schweißtropfen aus, und war unerschöpflich in muthwilligen Neckereyen. Bald wurde hier ein Angelhaken in eine ehrenfeste Perucke geworfen, bald dort der Zopf seines Mitschülers zwischen die Spalte einer Bank geklemmt.

Man

Man sparte, zum Heyl seiner Seele, weder Ermahnungen noch Rutthen, aber die leßtern fruchteten noch weniger als die erstern. Der Vater, seit einigen Jahren Wittwer, sah ihm durch die Finger, und alles wäre vielleicht gut gegangen, hätte nicht sein böser Genius ihm eine Stiefmutter über den Hals geschicket.

Der Wahrheit zu Ehren sey es gesagt: es giebt hin und wieder auch brave Stiefmütter, sie sind aber eben so selten, wie die braven Theologen. Eine solche Seltenheit nennen die Franzosen *belle mère*, die gewöhnliche Stiefmutter aber *marâtre*, ein sehr kräftiger, bezeichnender Ausdruck, den unsere arme Sprache nicht wieder geben kann. Fritzens Plagegeist war eine *marâtre*. Sie haßte den wilden Knaben von ganzem Herzen, jedem kindischen Muthwillen ließ sie tief versteckte, boshafte Absichten, jeden unbesonnenen Jugendstreich leitete sie aus der Quelle eines verdorbenen Herzens. So verwilderte der Knabe immer mehr und

4. Bd.

F

mehr,

mehr, *) und weil keine Schuld auf Erden treu-
licher zurückgezahlt wird, als der Haß, so ver-
golt er der Stiefmutter ihre Lieblosigkeit durch
stillen Groll. Wo er ihr ein Herzeleid anthun
konnte, war er schnell bey der Hand, was er
verderben konnte, verdarb er. Zucker in das
Butterfaß zu werfen; Käsen und Mäuse mühsam
zu fangen, um sie alsdann in der Speise-
kammer los zu lassen, oder einen Sack mit May-
käfern unter ihr Kopfstißen zu schieben, um ihr
eine schlaflose Nacht zu machen; das waren seine
gewöhnlichen Heldenthaten. Er störte auf diese
Weise den Hausfrieden täglich, sein Vater wurde
täglich mehr und mehr gegen ihn eingenommen,
und die Stiefmutter dachte mit Ernst darauf,
den gottlosen Duben los zu werden.

Eines

*) Les marâtres font désertir les villes et les
bourgades, et ne peuplent pas moins la terre
de mendiants, de vagabonds, de domestiques
et d'esclaves, que la pauvrerie.

Caracteres de la Bruyere.

Eines Tages sollte sie bey einem vornehmeren
Manne zu Gevatter stehen. Sie hatte zu dieser
Feyerlichkeit einen ganz neuen blonden Besatz
aus dem Schranke geholt, und auf dem Sofa
zurecht gelegt. Fritz sah es, und lächelte scha-
denfroh. Er lockte flugs einen alten schmutzi-
gen Kater herbey, der die üble Gewohnheit hat-
te, die kostbarsten Dinge für Nachtgeschirre an-
zusehn. Der Kater wurde mitten auf die Blon-
den gelegt, und der Erfolg entsprach seiner Er-
wartung. — Aber nun brach das schon lange
drohende Ungewitter über seinem Haupte los.

„Es ist mit dem Fritz nicht länger auszu-
halten!“ sagte die Mutter: „er muß fort!“
„er oder ich!“

„Aber wohin?“

„Gleich viel! ich hause nicht länger mit ihm
unter einem Dache. Ist der Bengel nicht
groß genug? laß ihn Soldat werden. Die
Muskete wird ihm den Kugel schon vertrei-
ben.“

Fris lachte; die Schwester weinte und bat; der Vater erlaubte sich einige schwache Gegenvorstellungen; alles vergebens! das Machtwort der Mutter drang durch, und ehe ein Monat verging, war Fris Füsler unter dem löblichen von Ostenschen Bataillon.

Aber die Muskete vertrieb ihm den Kitzel doch nicht. Ohne eben bösarartige Striche zu machen, blieb er nach wie vor ein wilder, unbesonnener Bursche, der immer mit dem Kopse durch die Wand rennen wollte, und den seine aufbrausende Hitze in manche schlimme Handel verwickelte. Wer weiß, was bey einer gänzlich vernachlässigten Bildung endlich aus ihm geworden wäre, hätte nicht der Zufall eine Schauspielergesellschaft in seine Geburtsstadt geführt. Dieses geistige Vergnügen war ihm völlig fremd. Mit Hülfe einiger Sparspennige, die ihm seine sanfte Schwester zusteckte, hatte er oft Gelegenheit Theil daran zu nehmen. Der dankbare Sohn war das erste Stück, welches er auf-

füh-

führen sah. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; er lachte und weinte; es waren die ersten Thränen des Gefühls; er schämte sich ihrer, und erstaunte, dennoch Wollust in ihnen zu finden.

Dieser Augenblick entschied über die edlere Richtung seiner Seelenkräfte. Zwar wurde er nicht auf einmal ein anderer Mensch; er schwärmte noch, und fand noch immer Lust an wilden, geräuschvollen Vergnügungen: aber es gab doch Stunden, wo er den Büchern Geschmack abgewann, die seine Schwester ihm lieh; es gab Stunden, wo Dom Quirotte und Tom Jones ihn ergöhten, und endlich auch solche, wo Oheron und Dom Karlos ihm Genuß gewährten.

Um diese Zeit war es, als der Held unserer Geschichte sein Gefährte wurde, und eben jene Bücher, die Wilhelm von ihm erhielt, verschlang und wieder verschlang, knüpften den ersten Faden ihrer Bekanntschaft. Es war nur ein lo-

ckerer

erer Faden, aber die Zeit gab ihm Stärke. Der wilde Fritz befolgte dann und wann den weisen Rath seines kälteren Freundes, konnte sich einer gewissen Achtung für seine Urtheile nicht erwehren, und befand sich wohl dabey. Wilhelm hingegen that ihm zuweilen den Gefallen, einer lustigen Gesellschaft mit beyzuwohnen, und verhütete nicht selten, durch seine Gegenwart, manche Albernheit, oder manchen Mißverstand, der Wachsbrüder so leicht entzweyt. Kurz, Wilhelm ließ sich zu Frixen herab, und Fritz klimmte zu Wilhelm empor. Täglich entdeckte er in unentfalteten Winkeln seines Herzens ein neues zartes Gefühl; täglich wurde sein Kopf heller, seine Seele reiner gestimmt, und bald war von allen seinen Jugendfehlern nur noch die Hitze, das schnelle Ausbrausen übrig geblieben, das, wenn es auch nicht immer einen guten Menschen bezeichnet, doch mit Herzengüte weit verträglicher ist, als tückische Kälte.

Zehntes Kapitel.

Der Mörder.

So waren dem armen Wilhelm zwey Jahre verstrichen. Aus seiner Heymath erhielt er keine Nachricht, und verlangte auch keine. Was konnte man ihm von dorthen melden? — Daß Hannchen einen reichen, vornehmen Mann geheyrathet? daß sie vielleicht schon Mutter sey? — betrübte Neuigkeiten, die ein Liebender nie zu erfahren wünscht. Wilhelm gieng jedem Landsmann auf hundert Schritte aus dem Wege, und scheute sich sogar die Zeitungen zu lesen, aus Furcht, Hannchens Vermählung darinn angezeigt zu finden. Uebrigens war und blieb Hannchen ihm nach wie vor das Liebste auf der Welt, und — im Vertrauen gesagt — würde Fritz Verstädt seine Freundschaft nie so leicht gewonnen haben, wenn seine Schwester nicht zufälligerweise auch Hannchen geheissen hätte. Nicht als ob diese Schwester ihm sonst interessant gewesen

wesen wäre; er wollte sie nicht einmal kennen lernen, so oft auch Fritz ihn zu einem Besuche bey ihr einlud: sondern es war ihm genug, zu wissen, seines Freundes Herz hänge auch mit Liebe an einem Geschöpfe, Namens Hannchen. Deswegen hörte er ihn auch sogleich von ihr reden, und so oft das Wort Hannchen Fritzens Munde entschlüpfte, nickte Wilhelm freundlich, als wollte er sagen: „ich habe auch „eine Schwester die Hannchen heiße.“

Wenn Wilhelm bey dieser fortdaurenden, einigen und hoffnungslosen Liebe, nicht ein Raub der Schwermuth wurde, so verdankte er das allein seiner rastlosen Thätigkeit. Die Freystunden, welche der Dienst ihm übrig ließ, waren zwischen dem Unterrichte einiger Kinder, und seiner eignen Geistesbildung getheilt. Nur selten gelang es seinem muntern Freunde, ihn von den Büchern weg, mit sich hinaus in's Freye zu ziehen. Das Wetter mußte sehr einladend, und der Himmel sehr heiter seyn, wenn Wilhelm nach-

nachgeben sollte. Gesah es aber, so konnte er auch nach seiner Art recht froh werden; denn es hat sich kein Gram so tief gefressen, daß die Reize der Natur ihm nicht, wenigstens auf Augenblicke, ein lindernd Opium würden.

Einst kam Fritz an einem schönen Maytage, und überredete Wilhelm, mit ihm auf ein nahegelegenes Dorf zu spozieren. Sie giengen, unter traulichen Gesprächen, zwischen blühenden Barbaritzenhecken. Nahe an dem Dorfe, wo sie eine Flasche Waizenbier trinken wollten, gesellte sich noch ein dritter Soldat zu ihnen, Franz Rohr, ein schielender, hämischer Mensch, der immer Händel suchte und keinen ungeneckt ließ. Hatte er vollends, wie jetzt, ein Glas Brantwein im Kopfe, so rieb er sich an Freund und Feind, wie der Recensent Huber, und wer ihm nicht aus dem Wege gehen konnte, mußte ihn entweder verachten, oder hinter die Ohren schlagen.

Wilhelm und Fritz waren ihm gern aus dem Wege gegangen, aber sie wurden ihn nicht früh-

her gewahr, als bis er, bey'm Umbiegen, um eine Hecke, plötzlich vor ihnen stand. „Guten Tag, Herr Pastor!“ redete er sie an.

Fritz. Wen meynst du damit?

Franz Rohr. Wen anders als den gestrengen Herrn Wiese, der bald unser Feldprediger seyn wird.

Wilhelm. Danke für das gute Zutrauen.

Franz Rohr. Dann bleibst du auch fein in Sicherheit bey der Bagage.

Fritz. Vor deiner giftigen Zunge wäre er auch dort nicht sicher.

Franz Rohr. Bewahre der Himmel! wer dürfte sich an dem Liebling unsers Hauptmanns vergreifen. Er stellt ihn ja immer der Kompagnie zum Muster vor.

Fritz. Nur Schade, daß du und deines gleichen ihm nicht nachahuren.

Franz Rohr. Hm! es wäre schurrig, wenn jeder Soldat bey der Armee, statt der Patronen, ein Buch in der Tasche trüge, und wenn er Feuer geben sollte, läse er dem Feinde eine Ode vor.

Wilhelm, gelassen. Laß das gut seyn, Rohr; jeder belustigt sich nach seinem Gefallen.

Fritz. Und das geht keinem etwas an, verstehst du mich?

Franz Rohr spöttisch. Wenn ich nun sage, daß ich dich nicht verstehe? was denn?

Fritz mit Wärme. So werde ich dies schon deutlicher zu machen wissen.

Franz Rohr. Oho! das wäre!

Wilhelm zu Fritz. Laß ihn gehn, antwort ihm nicht.

Beide schwiegen, aber Franz Rohr schlenderte immer neben ihnen her. „Wo geht ihr denn hin?“ hub er von neuem an.

Wtl.

Wilhelm. Nach Grünbock.

Franz Rohr. Was wollt ihr da machen?

Wilhelm. Eine Flasche Bier trinken.

Franz Rohr. Aus Fingerhüten vermutlich?

Fritz. Höre Franz, du bist ein erbärmlicher Spasvogel! ich rathe dir, laß das Stiheln bleiben, oder es geht nicht gut.

Franz Rohr. Nun, es kann ja nicht immer gut gehn.

Fritz. Zumal in deiner Gesellschaft.

Franz Rohr. Die war dir vormals freylich lieber.

Fritz. Gebenke meiner Jugendsünden nicht.

Franz Rohr. Warlich Kammerad! du warst sonst ein fixer Kerl, aber seitdem du mit dem Kopfhänger da umgehst —

Fritz.

Fritz. Halt das Maul! der Kopfhänger ist mein Freund, und wer sich an ihm reißt, dem darf wenigstens die Klinge nicht in die Scheide gerostet seyn.

Franz Rohr. Die meinige ist ziemlich locker.

Wilhelm. Ich bitte dich Fritz, mach ihm nicht die Freude dich zu ärgern.

Franz Rohr. Der Herr Pastor können vermutlich kein Blut sehn?

Fritz. Warum nicht? wenn einer Nasenbluten durch Ohrseigen bekommt, so mag er das wohl leiden.

Franz Rohr. Gelschnabel! das wollen wir versuchen.

Mit diesen Worten schlug er ihm ins Gesicht, sprang einen Schritt zurück und zog den Säbel. Wie der Blitz stammte auch Fitzens Säbel in der Lust, mit blinder Wuth stürzte er auf den Döselwicht ein, und ehe noch Wilhelm sich

sich dazwischen werfen konnte, lag der Spötter schon blutend zu seinen Füßen. Halb trunken rannte er selbst in seines Gegners Klinge, die ihm tief in das giftige Herz fuhr. Ein schwarzer Strom schoß ihm aus dem Munde, und verschlang den letzten Fluch, mit dem er zur Hölle hinabstürzte.

„Ach mein Gott!“ rief Wilhelm, „was hast du gemacht!“

„Es ist dem Hunde schon recht geschehen,“ sagte Fritz, „hat er mich doch bey den Haaren, zu dieser That gezogen.“

Wilhelm. Aber was soll nun werden? wirst du nicht immer als Mörder bestraft? wird man dem Zeugniß deines Freundes trauen?

Fritz. Schwerlich! was ist zu thun? — ich muß fliehen. —

Wilhelm. Und dein armer alter Vater? deine gute Schwester? —

Fritz. Es ist hart! aber ich leide unbeschuldet.

Wil-

Wilhelm. Und um meiner willen! nein, das gebe ich nicht zu! — Raffe dich zusammen, Fritz, stecke dein Seitengewehr ein, geh in die Stadt, nenne mich als den Thäter; ich fliehe indessen.

Fritz. Bist du von Sinnen?

Wilhelm. Hier ist keine Zeit zu verlieren, ich habe es wohl überlegt. Du hast deine Heymath nie verlassen, bist der Welt unkundig, man würde dich ertappen, ich weiß mir schon eher zu helfen. Nach habe ich weder Vater noch Mutter, weder Schwester noch Bruder, mein Schicksal wird niemanden eine Thräne kosten.

Fritz sich die Augen trocknend. Sind denn das keine Thränen? meynst du, ich könnte dich ins Elend jagen, und jemals wieder Ruhe schmecken? meynst du, ich könnte deinem Namen am Schnellgalgen lesen, ohne vor Schaam in die Erde zu sinken?

Wilhelm. Unverdiente Strafe schändet nicht. Mein Name bleibt in deinem Herzen, und Gott war hier Zeuge!

Bejde

Beide Freunde sanken gerührt einander in die Arme; doch hier war keine Zeit sich ihren Gefühlen zu überlassen; die Gefahr heilschte einen raschen Entschluß; wie bald konnte man sie bey dem Leichnam überraschen; jedes längere Zaudern erschwerte die Flucht. Wilhelm bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß Liebe zu Eltern und Verwandten, auf welche seine Schande zurückfalle, ihm Trennung von dem Freunde zur Pflicht mache. Er überzeugte ihn zwar nicht, aber er betäubte ihn doch. Ach! Frig, der unfreywillige Mörder, war so schön betäubt, und wußte kaum was er that. Befennend schob er seinen Deutel in die Hand des biedern Jünglings — sprachlos drückte er ihn an seine Brust — Wilhelm riß sich los und floh — floh leicht wie ein Reh, denn statt eines Mordes, lag eine edle That auf seinem Herzen!

Wilfres Kapitel.

Der Pfaff.

Wenn ein Flüchtling mit wenigen Groschen in der Tasche, und dem Bewußtseyn einer guten Handlung im Busen, leichter und froher den Dettelstab ergreift, als ein gekrönter Räuber den Scepter — o Gott! wie mag der Mensch von dir noch Lohn für das begehren, was im Augenblicke der That sich schon belohnt. — Als der Abend hereinbrach, hörte Wilhelm ohne Herzklopfen drey Kanonenschüsse, und bald nachher das Geläute der Glocken auf den benachbarten Dörfern. Er wußte daß es ihm gelte, und verbarg sich in einem Graben, unter einer Brücke der Landstraße, über die er bald nachher die Hufe der Husarenpferde donnern hörte, welche ihm nachsetzten. Er verließ seinen Schlupfwinkel nicht eher, als bis die Finsterniß seine Flucht begünstigte. Waren ihm gleich die Wege unbekannt, so wußte er doch, daß die Grenze

nabe sey, und nachdem er ein paar Stunden hastig fortgeilt, überzeugte ihn ein Crucifix von seiner glücklichen Ankunft auf fremdem Grund und Boden, denn das benachbarte Land war catholisch.

Ermüdet warf er sich in's Gras um auszurufen. Nicht lange, so verkündete die Morgenröthe den kommenden Tag, und er erblickte in einer kleinen Entfernung ein Dorf, wo er eine Zuflucht bis auf den Abend zu suchen beschloß; denn auch auf fremdem Gebiete mochte er, aus Furcht vor Steckbriefen, es nicht wagen, seinen Weg am Tage fortzusetzen. „Jener Kirchthurm, dachte er, bürgt mir dafür, daß ein Geistlicher im Dorfe haust. Freylich ist er nicht meines Glaubens, aber Menschlichkeit wohnt unter allen Religionen, Hannchen war ja auch catholisch. Wenn ich ihm freymüthig bekenne, was mich zur Flucht zwang; so wird er mir einen Winkel auf seinem Heuboden, bis es dunkel wird, nicht versagen.“

Mit

Mit diesem Vorsatz trat er ins Dorf, und klopfte an die Wohnung des Pfaffen. Ein Fensterlein that sich auf, ein dicker rund geschorner Kopf quoll hervor. Kleine schielende Augen strebten mit freundlichen Blicken über die rothen aufgedunsenen Backen hinweg zu blinzeln, und an den Fleischklumpen herabzugleiten, der sich in fetten Falten um das Kinn zog.

„Was begehrt er mein Freund?“ redete der Vitelliuskopf den Flüchtling an.

„Ich begehre ein Wörtgen im Vertrauen, mit Ew. Hochehrwürden zu sprechen.“

„Eine kleine Geduld, man wird ihm die Pforte aufthun.“

Der Dickkopf zog sich sanft zurück, verschloß das Fenster leise, kam mit schleichenden Tritten bis an das Pförtgen, und öffnete es ohne Geräusch. Jetzt sah Wilhelm, daß der Kopf nur zum Modell eines Bauches gedient hatte, der, wenn wieder einmal ein Jonas zu verschlingen, und eben kein Wallfisch bey der Hand wäre,

S 2

leicht

leicht mehr als einen Propheten beherbergen könnte. Daß dicke Menschen auch gut und wohlthätig seyn können, davon hatte Wilhelm die Erfahrung bereits gemacht, er ließ sich daher durch die Stück-Faß-Gestalt des kleinen freundlichen Pfaffen, in seinem Glauben nicht irre machen.

Es giebt zweyerley Arten von Freundlichkeit: die eine ist wie der Staub auf Schmetterlings-Flügeln, die Menschengesichter sind gleichsam nur damit gepudert. Die andere trägt die frische Farbe einer herbstlichen Frucht, beweißt innwendige Reife und Süßigkeit, und erquicket den Durstigen. Menschen die immer lächeln, so bald man sie anredet, und immer glatt sind, wenn man sie auch aufwärts streichelt, solche Menschen haben die Freundlichkeit nur gepachtet, sie ist nicht ihr Eigenthum. Aus einem Pachtgut zieht man so viel Nutzen als möglich, und nur der Eigenthümer meynt es ehrlich mit seinem Besitz, ohne eben immer auf Vortheil

theil dabey zu sehn. Der kleine dicke Pfaff hatte seine Frenndlichkeit gepachtet, und sie trug ihn jährlich von seinen Eingepfarrten artige Summen ein. Er blickte mit eben dem sanften Lächeln auf ein Brautpaar, mit dem er einem armen Sünder zuredete, der Kirchenbuße that.

Wilhelm besaß nicht seinen physiognomischen Sinn genug, um zu unterscheiden, ob die Freundlichkeit seines Wirths das Gepräge des Herzens oder der Gewohnheit trage. Mit Anmuth und Ruhe — denn er war ja kein Verbrecher — trug er seine Noth dem Pfaffen vor, der ihn anhörte, ohne eine Mine zu verändern.

„Ganz wohl mein Sohn,“ sprach er mit sanfter und leiser Stimme, „solge er mir ge-
„trost.“ Er führte ihn auf den Boden, wo ein Verschlag von Brettern gemacht war, und wo er ihm ein Bund Heu zur Lagerstätte anwies.

„Er ist vermuthlich die ganze Nacht herum
„gewandert, und wird der Ruhe bedürfen. Hier

„stört ihn niemand. Zu Mittag will ich ihm selbst eine Schaale voll Suppe bringen, und was der liebe Gott sonst bescheert. Wenn es dunkel wird, mag er dann in Gottes Namen weiter gehn. Zwey Stunden von hier liegt ein Flecken, der Gerichtshalter ist mein Freund; ich will ihm einen Brief mit geben, damit er einen Paß bekommt, denn ohne Paß wird er schwerlich durchschlüpfen. Auch rathe ich ihm seine Montur je eher je lieber gegen einen Bauerkittel zu vertauschen.“

Wilhelm, durch diese zuvorkommende Willfährigkeit entzückt und gerührt, küßte mit warmer Dankbarkeit die fette Hand des Pfaffen. „Ich dachte es wohl,“ sprach er zu sich selbst, als er allein war: „eine Religion, die Hanneken bekennt, lehrt Menschenliebe.“ — Sorglos sank er auf das frische duftende Heu, und schlummerte sanft einige Stunden. Als er gegen Mittag die Augen aufschlug, stand der Pfaff vor ihm, mit einer Schüssel voll Suppe, Brod, Schinken, und einer Flasche Halbbier.

„Neh-

„Nehme er mein Freund, und thue er sich gutlich; hier ist auch der Brief an den Gerichtshalter. Doch rathe ich ihm, mein Haus nicht vor Mitternacht zu verlassen. Es sind preussische Husaren im Dorfe, die Schenke ist nicht weit, und er wird wohl thun, sich still zu halten, bis Wirth und Gäste im ersten Schlafe liegen. Hat er nur erst die Kleider gewechselt und den Paß in der Tasche, so ist er geborgen.“

Neuer Dank von Seiten des verfolgten Flüchtlings. Der Pfaff verließ ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit. Wilhelm aß, trank, und entschlummerte zum andernmale. Gegen Abend erwachte er gestärkt, und überließ sich nun in dieser Einsamkeit seinen Grillen. Behnlich blickte er auf die Vergangenheit und hoffnungslos in die Zukunft. Wohin er sich wenden — was aus ihm werden solle — er wußte es nicht, und beynah war es ihm gleichgültig. Brod, dachte er, findet ein Mensch, der ar-

heften kann, überall, und wenn er der Liebe entsagen muß, so ist es gleichviel wo er es findet.

Bis jetzt hatte eine Todtenstille in dem kleinen Hause des Pfaffen geherrscht; Wilhelm hörte keinen Fußtritt, kein Reden noch Flüstern. Ein paar Mäuse auf dem Boden, die durch den Geruch seines Schinkens gelockt wurden, und ganz zahm um ihn her spazierten, schienen fast die einzigen Bewohner. Als aber die Dämmerung herein brach, da glaubte Wilhelm unter sich ein leises Wimmern zu vernehmen. Er horchte — es war wieder still. Ich habe mich geirrt, dachte er, und schlug sich aus dem Sinne. Aber kaum hatte er einem andern Gedanken Raum gegeben, als ihn das Wimmern abermals störte. Er hielt den Athem an sich und lauschte. — Jetzt vernahm er deutlich, bald in längern, bald in kürzern Pausen, ein Aechzen und Stöhnen. Es schien aus einem Zimmer, gerade unter seinem Zufluchtsort heraus zu steigen. Das Haus war nur von Holz gebaut, und der dünne Fußboden

boden begünstigte seine Neugier. Er legte sich platt nieder, und hestete das Ohr an den Boden. Nun hörte er deutlich, daß er sich nicht geirrt hatte; aber aus wessen Brust dieß Wimmern kam? und welche Noth es verursachte? das konnte er nicht errathen.

Dann und wann kam es ihm vor, als vernähme er die Stimme des Pfaffen. Er schloß daraus, daß noch eine dritte nothleidende Person im Hause seyn müsse, die vermuthlich von dem Menschenfreundlichen Pfaffen eben so hülfreich aufgenommen worden, als er selbst. Doch konnte er nicht begreifen, wodurch eigentlich diese Jammertöne veranlaßt würden? — war es ein Kranker, so mußte die Krankheit sehr schmerzhaft seyn, denn ein solches Wimmern und Aechzen konnte nur ein heftiger Schmerz auspressen. Sein weiches Herz litt mit dem unbekanntem Leidenden; er vergaß darüber seine eigene Gefahr.

Mit der hereinkommenden Nacht wurde das Stöhnen immer ängstlicher und anhaltender.

Endlich verwandelte es sich sogar in Kreischen; es war ein weibliches Kreischen, es schnitt dem armen Wilhelm durchs Herz, er wünschte sich zu den Husaren in die Schenke. Nach einer halben Stunde wurde es still, er hörte leise gehen, und bald darauf die Hofthür knarren. Die Neubegierde trieb ihn an das Dachfenster, der Mond war eben aufgegangen. Er sah den Pfaffen über den Hof nach dem Garten schleichen, es kam ihm vor, als trüge er etwas unter seinem weiten Mantel. Wilhelms Blicke verfolgten ihn in den Garten. Der Pfaff stand unter einem großen Baume still, legte seine Bürde nieder, holte eine Schaufel und fieng an zu graben.

Das weibliche Gekreisch hatte sich indessen wieder in ächzendes Wimmern verwandelt, und Wilhelm wurde mit sanfter Gewalt, durch das was er hörte, von dem seltsamen Schauspiel weggezogen, dem seine Augen zusahen. Er schlich auf den Zähnen die Todentreppe herab,
und

und näherte sich mit verhaltenem Athem dem Zimmer, aus welchem die Schmerzenstöne schallten. Ein Lichtstrahl verrieth ihm, daß der Pfaff, im Herausgehn, die Thüre nur angelehnt hatte. Er lauschte und sah — die Diele schwamm in frisch vergossenem Blute; eine Lampe erhellte ein Bett, auf welchem ein junges Todtenblaßes Frauenzimmer lag. — Wirf die Feder weg! und wage es nicht, Wilhelms gräßliche Gefühle zu schildern — Großer Gott! es war Hannchen!

Kalt wie Stein und leblos stand der arme Jüngling, seine Füße wurzelten am Boden, seine Kniee schlotterten, sein Haar sträubte sich, sein Blick starrete nach dem Gespenst, das holdäugig um sich schaute und ächzte. Er wollte schreyen — der Hals war ihm zugeschnürt; er wollte fliehen — die Glieder waren ihm gelähmt. Wie lange er so stand — wie er endlich von diesem Schreckensorte hinweg taumelte, wie er die Hausthur erreichte und auf die Landstraße

straße kam — von alle dem hatte er noch am andern Morgen nur eine traumähnliche Erinnerung. Erst unter einem Baume fand er seine Bestimmung wieder, als die Sonne schon hoch über ihm stand, und eine junge Bauerdirne ihn freundlich fragte: ob er krank sey? indem sie ihm einen Topf mit Milch zur Erquickung bot.

Er starrte das Mägdgen mit großen Augen an; ihm war es als erwache er aus einem Fieber Schlaf. „Ich danke dir, mein Kind,“ stammelte er leise, „ich bedarf nichts.“ — Das Mägdgen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und gieng weiter.

Zwölftes Kapitel.

Das Gefängniß.

Als der Himmel den Schrecken in die Welt sandte, da gab er ihm zum wohlthätigen Gefährten die Betäubung. Der Schrecken würde die Maschine in einem Nu zerschmettern, wenn

wenn er sie nicht in den Schoos der Betäubung schleuderte.

Wilhelm floh sinnlos den Schauplatz jener Greuel, er setzte hastig und bewußtlos einen Fuß vor den andern; er gieng der Schenke vorbei, sah zwey Husaren im Mondenschein auf einer Bank schlummern, und verdoppelte keinen seiner Schritte. Nach mehreren Stunden warf ihn Erschöpfung unter einem Baume ins Gras, der Morgenthau durchnehte ihn, er fühlte es nicht — die Nacht wechselte mit dem Tage, er sah es nicht — die Lerche stieg lautwirbelnd an seiner Seite empor, er hörte es nicht. Als das Milchmägdgen ihn verließ, sah er ihm lange gedankenlos nach; dann ließ er sein Haupt zur Erde sinken, und rupfte, so weit er reichen konnte, die Feldblumen aus dem Boden.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, es donnerte in der Ferne. Wilhelm hörte es wie im Schlafe, und es war ihm lieb. Der Himmel bezog sich schwarz, nun sah er gern hinauf.

auf. Große Regentropfen fielen ihm auf das Gesicht, das kühlte die Glut seiner Wangen. Die Blitze wurden immer leuchtender, die Donnerschläge immer stärker — Wilhelm begann freyer zu athmen. Ein dichter Platzregen, von einem Wirbelwind begleitet, stürzte aus dem finstern Wolkensthoos herab. Eine nahe Strohscheune bot dem Wanderer ein sicheres Obdach: Wilhelm sah die Scheune und rührte sich nicht.

In diesem Augenblick zog ein Kommando Husaren an ihm vorüber. Um sich vor dem bösen Wetter zu schützen, hatten sie die Mäntel über die Nasen geschlagen, und ritten in schnellem Trab. Sie sahen ihn nicht, aber Wilhelm sah sie ohne Furcht, erkannte sie für Preussen, und konnte nicht begreifen, aus welcher Ursache sie hier herum schwärmten.

Je lauter der Sturm heulte und der Donner brüllte, je mehr fühlte er seine Brust erleichtert, je freyer blickte er empor. Jetzt stand das Gewitter gerade über seinem Haupte. Der

Blitz

Blitz schlug mit fürchterlichem Krachen in einen kaum hundert Schritt von ihm entfernten Eichenbaum, und spaltete ihn von der Wipfel bis zur Wurzel.

„Warum nicht in diesen!“ sagte Wilhelm, indem er seine Hand nach dem Baume ausstreckte unter welchem er lag. „Gott! zerschmettre mich im Kampf der Elemente! nimm dein unerbetenes Geschenk zurück! und verleyh es einem Thoren, der es der Mühe werth hält, dir dafür zu danken!“

Wohl die armer Jüngling, daß deine Krampfhast verschlossenen Lippen sich wieder öffnen. Hadre mit dem Schicksal — murre — klage — und gelingt es dir, die kalten Regentropfen in deiner Augenwimper mit warmen Thränen zu mischen, so geht der Dämon der Verzweiflung an dir vorüber. — Ja schon senkt sich unter fern verhallendem Donner der sanftere Genius der Schwermuth auf dich herab. Der Sturmwind schweigt — die Sonne blickt durch

durch einen nassen Schleyer — die Vögel erwachen zum Gesange — du weinst, —

Weine — schluchze — diese Thränen ersticken den aufkeimenden Gedanken an Selbstmord. „Ich bin ja noch nicht ganz losgerissen von der Kette der Wesen,“ rief er aus, „ich habe noch einen Freund den ich retten muß! einen Freund, dem ich gelobte, für mein Leben zu wachen. — Fliehe! fliehe! jeder Schritt bringt ihn der Ruhe näher, und entfernt dich weiter von der Treulosen! — Hannechen! Hannechen! wie tief bist du gesunken!“ —

Er raffte sich auf, und kam gegen Abend in den Flecken, den der Pfaff ihm angezeigt hatte. Hier erinnerte er sich des Briefes an den Gerichtshalter, und ob sich gleich sein Herz empörte, eine Wohlthat durch Hilfe eines Menschen zu empfangen, der das Heiligthum dieses Herzens geschändet hatte; so überwog doch die Betrachtung: daß Freundes Rettung jetzt die einzige

zige Pflicht sey, die ihm oblege, seinen Widerwillen gegen diesen Schritt. Er gieng zum Gerichtshalter, fand einen alten, eisgrauen Mann mit einem wohlwollenden Gesichte, und überreichte ihm den Brief.

Der Greis holte seine Brille hervor, las — staunte — warf einen forschenden Blick auf Wilhelm — las wieder, und ein Zug des Unwillens ward um seinen Mund sichtbar. Er nahm bedencklich die Brille ab, legte den Brief auf den Tisch, und gieng einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder. Endlich zog er an einer Klingel, seine zitternde Hand schien ihm ungern diesen Dienst zu leisten. Ein Gerichtsdienner trat herein.

„Mein Freund,“ sprach der Greis zu Wilhelm, „es thut mir leid, ihm sagen zu müssen, daß er betrogen worden. Er ist in Pfaffen Hände, und folglich in üble Hände gefallen. Wäre er blos Deserteur, so wollte ich gern ein Auge zudrücken; aber dieser Brief

4. Bd. 5 „klagt

„klagt ihn als Mörder an. Er ist mein Gefangener. Gerichtsdienere thue er seine Pflicht.“

Wilhelm stand versteinert. „Ist es möglich!“ rief er aus, „so viele Bosheit unter der Hülle freundlicher Sanftmuth! Dieser tödtliche Pfaff, der das Zutrauen eines Verfolgt so schändlich mißbraucht, hat ein unschuldiges Mädchen verführt, sein eignes Kind ermordet, und in der vorigen Nacht unter einem Baume im Garten verscharrt.“

Mit Entsetzen hörte der rechtschaffene Greis eine Aussage, die Wilhelm, dessen menschliches Gefühl aufs äußerste empört war, ihm umständlich wiederholte, ohne zu bedenken, welcher Gefahr er das arme Hännchen aussetzte. Mit zerrütteten Sinnen, mit zerbrochenem Glauben an Liebe, Treue und Menschlichkeit, folgte er dem Gerichtsdienere ins Gefängniß, wo eine schwere Kette seinen Fuß an die Mauer fesselte. Uebrigens behandelte man ihn so gütig, als die strenge Pflicht seinem Richter vergönnte.

In

In der folgenden Nacht begab sich der Greis mit einigen Häschern in das Haus des erschrockenen Pfaffen. Die Wöchnerin leugnete ihren Zustand nicht. Auf die Frage: wo ihr Kind geblieben? antwortete sie mit Thränen: „man habe es ihr genommen, und einer fremden Bäuerin zum Säugen gegeben, da sie doch selbst so gern ihm ihre Brust gereicht haben würde.“ — Sie sagte das mit dem Ton der Unschuld und Wahrheit, aber dem Pfaffen trieb das Gewissen den Angstschweiß auf die Stirn.

Man gieng hinab in den Garten, man fand unter einem Baume frisch aufgewühlte Erde, man grub — siehe da lag ein neugebohrnes Kind, in ein blutiges Tuch gewickelt, eine große Stecknadel steck in seiner Schläfe. Die Häschere ergriffen den Bösewicht, und warfen ihn gebunden in ein Loch, aus welchem die geistliche Gerichtsbarkeit ihn bald wieder hervorzog. Er starb nicht auf dem Schaffot, denn es lag der Ehre der Kirche daran, die Sache zu vertuschen.

H 2

Er

Er wurde in ein fernes Kloster gesperrt, und man hörte nicht weiter von ihm reden.

Als das arme Hännchen den Mord ihres Kindes erfuhr, lag sie drey Tage ohne Besinnung, am vierten war sie wahnwitzig. Der menschliche Gerichtshalter wagte es nicht, sie in diesem Zustande in engere Verwahrung zu bringen. Er ließ einen Arzt herbeyrufen, verordnete ihr Wächter und Krankenwärter, und erst nach Verlauf eines Monats, als der Arzt versicherte, daß man sie ohne Gefahr wegbringen könne, ward sie ins Gefängniß abgeholt.

Wilhelm schmachtete während dieses Monats in Fesseln, ohne zu wissen, was in Ansehung seines Schicksals vorgieng. Gerichtliche Formalitäten hatten seine Auslieferung verzögert, es mußte nach der Garnison geschrieben und wieder geschrieben werden, bis endlich die Nachricht eintraf: man habe ein Kommando beordert, ihn in Empfang zu nehmen. Der Gerichtshalter wünschte diese Auslieferung zu beschleunigen,

gen, weil Wilhelms Gefängniß das einzige in diesem kleinen Flecken war, wohin man einen Menschen, ohne Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten, sperren konnte.

Eines Morgens, als der Jüngling sich eben beschäftigte, durch Brodkrumen eine Maus näher zu locken, die sein einziger Gesellschafter war, hörte er plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde die Thürangeln seines Kerkers knarren, und die schweren Schlüssel klirren. Der Gerichtsdiener stieß ein Frauenzimmer herein, das auf der Schwelle ohnmächtig niedersank. — „Hännchen!“ schrie Wilhelm laut auf, und rasselte mit den Ketten, und zuckte gewaltig die Haacken aus der Mauer zu reißen. Vergebens! auch den schwachen Trost, der lieben Ungetreuen Hülfe zu leisten, versagte ihm sein hartes Geschick. Er brüllte vor Schmerz! — Dieses Brüllen und das Rasseln seiner Ketten, weckten das unglückliche Mägdgen aus der Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf und schauderte heftig, denn sie glaubte einen Geist zu erblicken.

Wilhelm breitete die Arme nach ihr aus. Sie sprang auf um sich hinein zu stürzen, aber plötzlich drückte die Last ihres Bewußtseyns sie wieder zu Boden.

„Nein! ich bin unwerth deiner Umarmung! „du weißt nicht warum ich hier bin!“ —

„Ich weiß es!“ rief Wilhelm, „du bist „eine verführte Unschuld — aber ich hoffe zu „Gott! keine Kindermörderin!“

„Nein! das bin ich nicht! — Sie kroch auf den Knien bis zu dem Geliebten, ergriff seine Kette und drückte sie an ihr nasses Auge.

Wer vermag die Jammer-scenen dieser ersten bangen Stunde zu schildern! Abgebrochene Worte in Thränen erstickt, wehmüthige Blicke und langes Aechzen — das waren die Freuden ihres Wiedersehens nach langer Trennung. „Ach „Hannchen! wie war es möglich!“ wiederholte Wilhelm mit herbem Schmerz. Und Hannchen, von Schluchzen unterbrochen, legte ihr Bekenntniß ab.

Dreizehntes Kapitel.

Die Rechte.

„Guter Wilhelm,“ hub sie an, „es war we- „der Stolz noch Glaubens Unterschied, was „meines Vaters Herz unsern Wünschen ver- „schloß. Wir und die ganze Stadt hielten ihn „für reich. Er war es auch vormals, aber böse „Menschen haben ihn um das Seinige betrogen. „Ein wohlhabender Schwiegersohn sollte ihm „wieder emporhelfen. Ach! hätte ich gewußt, „warum er diese verhaßte Verbindung so ängst- „lich wünschte; hätte ich gewußt, daß er im „Alter zu darben fürchtete, ich hätte ihm dieses „Opfer auf Kosten meiner Ruhe gebracht. Ich „würde dann nicht, von Schaam und Neuzer- „knirsch, die Augen vor meinem Geliebten nie- „derschlagen müssen; ich würde ihm mit Zuver- „sicht ins Antlitz blicken, und sprechen: dein „treues Hannchen suchte Ersatz für hoffnungs- „lose Liebe in erfüllter Pflicht.“

„Es sollte nicht so seyn! das Schicksal hatte mich bestimmt, zu versuchen, wie viel Elend ein schwaches Mädgen tragen kann. Falsche Schaam verschloß meinem guten Vater den Mund. Wenn er aufs Comptoir gieng, so sah er, wie mit jedem Tage der Umsturz seines Hauses näher rückte, und wenn er in sein Wohnzimmer trat, so quälte ihn der Anblick einer Tochter, die sich um deinen Verlust abhärmt.“

„Als vollends die Nachricht von deiner Entweichung bis zu meinen Ohren drang, da wurde mein Auge nicht trocken, und ich verschloß mich wochenlang, um meinem Kummer nachzuhängen. Unser Haus, vormals ein Sammelplatz gefelliger Freude, verödete wie ein Grab. Das frische blühende Mädgen wankte gleich einem Schatten umher, Hannchen war nicht mehr der Trost ihres gebeugten Vaters.“

„Der unglückliche Greis härmt sich im Stillen, nagende Sorgen warfen ihn aufs Kranken-

Krankenlager, in seiner letzten Stunde gab er dir und mir seinen Segen, und gieng — dort den Lohn seiner hier getauschten Nebllichkeit zu erndten. Sein Tod zermalnte mein leidendes Herz, und doch kannte ich den ganzen Umfang meines Elends noch nicht. Es blickte durch die Nacht die mich umgab, noch ein sanfter Strahl der Hoffnung. Ich bin frey! flüsterte es mir heimlich im Busen: ich bin reich, und reicher noch durch meines Vaters Segen. Ich werde Wilhelm auffuchen, alle Zeitungen sollen ihm nachspüren, und finde ich ihn — in welchen Winkel der Erde dränge die Stimme der Liebe nicht! — so kehrt er zurück in meine Arme, und theilt des Vaters Nachlaß: Reichthum und Segen!“

„Solche Träume milderten meinen Kummer in den ersten Wochen, bis ein weitläufiger Verwandter kam, die Papiere des Verstorbenen untersuchte, und mir sehr trocken erklärte, daß ich eine Bettlerin sey. Eine ver-

„wayste Bettlerin! nie gewöhnt ihr Brod durch
 „Hände Arbeit zu verdienen, ohne Freunde,
 „ohne Bekannte, ein Fremdling in der großen
 „Welt — wohin sollte ich fliehen? wo Diet-
 „tung vor dem Hunger suchen? — Der weit-
 „läufige Verwandte, aus Furcht sich selbst eine
 „Bürde aufzuladen, sprach viel von seiner zahl-
 „reichen Familie, seinen geringen Einkünften,
 „und rieth mir, ins Münstersche zu einer alten
 „Muhme zu reisen, von der ich in meinem Le-
 „ben nichts gehört hatte. Die Noth zwang
 „mich, seinen Rath zu befolgen. Ich nahm
 „aus dem väterlichen Hause nichts mit mir, als
 „den kleinen Marlborough, und kam, nach
 „tausend überstandenen Beschwerden, glücklich
 „bey der alten Muhme an, die sehr reich, sehr
 „fromm, und folglich sehr geizig war.

„Sie gieng lange mit sich zu Rathe, ob sie
 „mich für ihre Verwandte erkennen solle oder
 „nicht. Endlich nahm sie mich doch in ihr Haus,
 „um, wie sie sich ausdrückte, dem Himmel ein
 „Kapi-

„Kapital auf Zinsen zu leyhen. Der Himmel
 „wolle einst ihre Hoffnungen nicht täuschen, wie
 „sie die Meinigen getäuscht hat! das Kapital
 „war sehr gering. Sie versah mich kaum mit
 „dem Nothdürftigen, und versetzte mir jeden
 „Wissen durch Vorwürfe über meine Armuth,
 „durch hämische Anspielungen auf die üble Wirth-
 „schaft meines guten Vaters.“

„Ich habe in ihrem Hause mehr Thränen
 „als Wassertropfen verschluckt; ich habe mehr
 „gelitten, als ich in den Tagen meiner frohen
 „Jugend ertragen zu können glaubte; und wollte
 „Gott, ich wäre damals mit dem Kranz mei-
 „ner Unschuld ins Grab gestiegen! Das Schick-
 „sal hatte seinen Groll an mir noch nicht er-
 „schöpft.“

„Ein Zufall führte auf einer Reise den Pa-
 „ster Hyeronimus in unser Haus. Er hatte
 „vormals zu Münster gewohnt, und war mei-
 „ner Muhme Reichvater gewesen. Niemand
 „wußte besser den Schein der Niedlichkeit und
 „Fröm-

„Frömmigkeit zu Heucheln; dieser Kunst ver-
 „dankte er eine einträgliche Landpfarve. Er sah
 „mich und fand Gefallen an mir. Sein Kirch-
 „spiel war nur wenige Meilen entfernt, er kam
 „öfter wieder und brachte halbe Wochen in un-
 „serm Hause zu; doch nie entschlüpfte ihm ein
 „Wort, das meine Unschuld schüchtern machen
 „konnte.“

„Endlich rückte er gegen die Alte mit dem
 „Vorschlag heraus: mich als Haushälterin zu
 „sich zu nehmen. Zwar schien es ihm selbst ver-
 „drüsslich, daß ich noch so jung sey, indessen
 „vertraute er auf meine Sittsamkeit, und auf
 „seinen eigenen, zu fest gegründeten Ruf. Der
 „geizigen Ruhme kam dieß Anerbieten erwünscht;
 „sie konnte nicht aufhören, mir Glück zu wün-
 „schen; sie pries seine Frömmigkeit, den Geruch
 „seiner Heiligkeit im ganzen Lande; sie setzte red-
 „selig alle Vortheile dieser Versorgung in helles
 „Licht; wie ich dort an nichts Mangel leiden,
 „und mein guter Name vor jeder Verleumdung
 „ge“

„geschützt seyn würde. Endlich hielt sie auch
 „diesen Schritt für das beste Mittel, mich von
 „der Launigkeit im Glauben zu heilen, die ich
 „in einem keckerischen Lande in mich gezogen zu
 „haben schiene.“

„Ich sah, wie gern sie mich los seyn wollte;
 „auch war ich weit entfernt, einen wollüstigen
 „Böfewicht unter jener frommen, freundlichen
 „Carve zu vermuthen. Nimm noch dazu, lie-
 „ber Wilhelm, daß meine demüthigende Lage
 „mir täglich drückender wurde, und du wirst es
 „mir nicht verargen, daß ich den Bitten des
 „Pfaffen und den Ueberredungen meiner Ruh-
 „me endlich nachgab.“

„Auch hatte ich mehrere Monate lang keine
 „Ursache es zu bereuen. Vater Hieronimus be-
 „gnete mir mit studierter Gefälligkeit, kam,
 „wo er konnte, meinen kleinen Wünschen zu-
 „vor, schien mehr von mir abhängig, als ich
 „von ihm. Wirklich kehrte damals die lang
 „entbehrte Freundin Ruhe wieder, bey mir ein.
 „Ich

„Ich nannte ihn Papa, er mich Tochter;
 „Dankbarkeit füllte die Leere meines Her-
 „zens.“ —

„Freilich kam es mir zuweilen vor, als ob
 „sein Auge mit ungewöhnlichem Feuer auf mir
 „hafte: ich nannte es Wohlwollen, es war
 „Lüsterheit. Erspare mir die Erzählung
 „aller der Höllekünste, die der Verführer an-
 „wandte, mich um meine Unschuld zu betrügen;
 „wie er zuerst durch jesuitische Moral die festge-
 „wurzelten Grundsätze meiner Erziehung zu un-
 „tergraben suchte; und als ihm das nicht ge-
 „lang, wie er dann meine Sinnlichkeit auf tau-
 „sendfache Art reizte; und als auch das ihm fehl-
 „schlug, wie er sich endlich eines Dubenstücks
 „bediente, hitzige Gewürze in meine Speisen,
 „betäubende Kräuter in meinen Wein mischte,
 „bis er in einer unseligen Stunde einen Todten
 „ähnlichen Schlummer benutzte, und mich zur
 „elenden, verworfenen Dirne machte! — Ach!
 „ich weiß es, ich hätte in dem ersten Augen-
 „blicke,

„blicke, als ich seinen teuflischen Plan durch-
 „schaute, nackend aus dem Hause fliehen, und
 „mich in die Arme meiner Ruhme werfen —
 „lieber jede Demüthigung erdulden, als meine
 „Unschuld dieser Gefahr Preis geben sollen —
 „aber ich baute zu sicher, auf ein Herz wo Wil-
 „helm herrschte; auf Grundsätze, welche ein
 „tugendhafter Vater mir eingepflanzt hatte —
 „ich wußte nicht, daß es Augenblicke giebt, in
 „welchen die Sinnlichkeit der ohnmächtigen Tu-
 „gend spottet.

„Ich bin bestraft! — Der Kelch meiner
 „Leiden ist gefüllt bis an den Rand — ich troge
 „dem Schicksal, und gehe mit Freuden in den
 „Kerker, um meine Schande zu verbergen. —
 „So dachte ich mindestens noch vor einer Stun-
 „de. Ich ahndete nicht, daß mein Verhäng-
 „niß mir noch einen herben Streich vorbehal-
 „ten — ich ahndete nicht, daß ich im Kerker
 „den Mann wieder finden würde, vor dessen
 „Blicken ich mich lieber im Grabe verborgen
 „hätte!

„hätte! — Oder murre ich ungerecht? —
 „war es vielleicht ein lindernder Tropfen auf
 „meine dürre Zunge? — Soll ich nicht aus
 „der Welt gehn, ohne deine Verzeihung? —
 „wirst du der reinigen Verbrecherin den letzten
 „Trost im Tode nicht versagen? —“

Sie lag vor ihm, und weinte auf seine Kniee, ihr nasses Haar ringelte sich um seine Ketten, ihre bebenden Arme umschlossen den Block an den er gefesselt war. Wilhelms Herz war zerknirscht, seine Thränen mischten sich mit den ihrigen.

„Ich liebe dich bis in den Tod!“ schluchzte er, „armes, unglückliches Mägdgen! ich —
 „ich allein bin Schuld an deinem Verderben! —
 „Mein unbedachtames Entlaufen gab deinem
 „Schicksale diese schreckliche Wendung. Hätte
 „ich in meinem einsamen Dörfggen geduldig auf
 „den Beystand des Gottes geharrt, der treue
 „Liebe wie die Tugend krönt, weil beyde ver-
 „schwifert sind; wie lebten jetzt in süßer Ruhe
 „und

„und Eintracht, reich durch Genügsamkeit.
 „Wie könnte ich meinen Leichtsinn dir zum
 „Verbrechen machen? — ich — ich allein bin
 „Schuld an deinem Verderben!“ —

So klagten die armen Unglücklichen sich selbst an, und entschuldigeten einer den andern, bis, nach einer Stunde, die Thüren des Gefängnisses sich von neuem öffneten, und ein Kommando Soldaten hereintrat, an welches der Kerkermeister Wilhelmen ablieferte. Hannchen sank bewusstlos nieder, und umklammerte krampfhaft den Block, an welchen ihr Geliebter geschmiedet war. Man riß ihn mit Gewalt hinweg von ihr, sie blieb in Zuckungen auf dem Boden liegen, und als sie nach mehreren Stunden die Augen aufschlug, umgaben sie Finsterniß und Jammer.

Vierzehntes Kapitel.

Der edle Wettstreit.

„Mein Freund,“ sagte der Hauptmann zu Wilhelm, „er hat da einen sehr dummen Streich gemacht. Daß er dem Zaugenhirs Rohr seinen Säbel durch den Leib rannte, je nun, das hätte ein anderer an seiner Stelle auch gethan; denn wir wissen durch Peilstädts Aufsatze, daß der elende Mensch betrunken war, ihn lange reizte, und endlich durch eine Ohrfeige in gerechte Wuth versetzte. Aber warum mußte er denn eben davon laufen? — es wäre ihm immer noch zu helfen gewesen; nun weiß Gott wie es ihm ergehen wird!“

„Wie Gott will!“ versetzte Wilhelm, ohne Furcht oder Bangigkeit zu verrathen.

Der Hauptmann. Er scheint sehr ruhig?

Wilhelm. Ich nähere mich dem Ziele meiner Leiden.

Der Hauptmann. Ich bedaure ihn, er war immer ein wackerer Bursche, meine Kinder fragen noch täglich nach ihm. Wollte Gott ich könnte ihm durchhelfen. Ohne die lange Gasse wird er freylich nicht abkommen, aber wenigstens wollen wir versuchen ihm das Leben zu retten.

Wilhelm. Gnädiger Herr, Sie würden mir keine Wohlthat erzeigen.

Der Hauptmann. Pfuy, schäme er sich! hat er Lust zu sterben, so sehe er einer feindlichen Kanone ins Maul; aber dem Galgen aehe er aus dem Wege, so lange er kann. Morgen ist sein erstes Verhör, sey er vernünftig, antwort' er nicht mehr als man ihn fragen wird, und schiebe er in Gottes Namen alle Schuld auf den Todten, der kann ihm nicht widersprechen.

Mit diesen Worten entließ der gutherzige Hauptmann den schuldlosen Verbrecher. Wilhelm wurde in enge Gewahrsam gebracht, aufs

neue an einen Block geschmiedet, und mit Wasser und Brod nothdürftig gespeist. Durch ein kleines vergittertes Fenster konnte man in den Kerker schauen. Fast alle seine Kammeraden kamen ihn zu sehen und zu bedauern — fast alle — nur Fritz Perlstädt nicht.

„Er thut wohl,“ dachte Wilhelm, „sein Herz ist viel zu weich geschaffen, er würde sich verrathen.“ — In ruhiger Betäubung erwartete er den kommenden Morgen, um im Verhör durch ein feyerliches Geständniß seine Blutschuld zu bekräftigen.

Aber indessen veränderte sich die Scene un-
plötzlich. Zwey Stunden nach Wilhelms An-
kunft, kam Fritz Perlstädt todtbläß, aber
ohne Zittern, auf die Hauptwache, nahm sein
Seitengewehr ab, überreichte es dem Korporal,
und bat ihn in Verhaft zu nehmen, weil er
Franz Rohrs Mörder sey. Man staunte ihn
an, man hielt ihn für wahnsinnig, er blieb
standhaft bey seiner Behauptung. Der wach-
haben-

habende Officier wurde herabgerufen, Fritz wie-
derholte seine Aussage; man mußte ihn also ver-
haften, und der Vorfall wurde sogleich an die
Behörde rapportirt.

Am andern Morgen versammelte sich ein
Kriegsgericht, dem die beyden Gefangenen nicht
wenig zu schaffen machten, denn jeder blieb steif
und fest bey der Behauptung, daß er der Thä-
ter sey. Sie wurden confrontirt, sanken ein-
ander brüderlich in die Arme und machten sich
freundschaftliche Vorwürfe, über ihre wechselsei-
tige Hartnäckigkeit. Die Begebenheit war so
außerordentlich, daß sie großes Aufsehn erregte.
Der Herzog von **, Generalissimus der P —
schen Truppen, besand sich gerade in der Festung.
Seine Neubegier wurde gereizt, er ließ die An-
geklagten einen nach dem andern vor sich kom-
men. Fritz erzählte ohne Schminke, wie sich
wüthlich alles zugetragen, und wie sein Freund
sich für ihn aufgeopfert, um einen alten ge-
beugten Vater zu schonen. Er habe seines Freun-

des Großmuth angenommen, in der Hoffnung, daß der Flüchtling glücklich entwischen, und durch seine Talente überall Brod finden werde. Nun aber, da man den unschuldigen Jüngling ertappt, sey es ihm unmöglich, Vortheil von jener edlen Schwärmercy zu ziehen. Er wisse daß er sterben müsse, aber der Tod sey ihm weniger bitter, als der Gedanke, seinen Freund an den Galgen gebracht zu haben.

Wilhelm widersprach dieser Aussage Punct für Punct, erzählte, Frey sey von Jugend auf durch eine böse Stiefmutter gequält, und durch ihre Tücke endlich gezwungen worden, Soldat zu werden. Er habe diesen Stand wider seinen Willen ergriffen; so lange er ihn kenne, habe Lebensüberdruß ihn genagt, und er sich oft verlauten lassen, wie er mit Verlangen nur auf eine günstige Gelegenheit harre, wo sein Tod einem ehrlichen Kerl nützlich werden könne. Er bat den Herzog, ihm nicht zuzumuthen, diese Seelenkrankheit seines Freundes zu benutzen. Nur

er

er habe in einer unglücklichen Stunde die That vollbracht, und sey willig, die Strafe dafür zu leiden.

Der edle Herzog staunte sie wechselseitig an. „Ihr seyd beyde brave Kerls,“ sagte er gerührt, „es mag nun dieser oder jener der Thäter seyn.“ „Bekenn aufrechtig, ich melde die Sache dem Könige, und wer weiß was geschieht.“

Aber sein Zureden war vergebens. Die beyden Freunde beharrten bey ihrer Aussage, und der Himmel weiß, wie der gelehrte Regimentsauditeur sich endlich aus diesem Labyrinth herausgefunden haben würde, wenn nicht das *Visum repertum* ihm zu Hülfe gekommen wäre. Man hatte nemlich den Leichnam Franz Rohrs mit den gewöhnlichen Formalitäten beschriftet, und ein umständliches Protokoll darüber aufgenommen. Aus diesem Protokoll erah es sich, daß die tödliche Wunde durch einen Sabel verursacht worden, der einige Zoll von der Spitze herab, eine ziemlich tiefe Scharte gehabt haben

S 4 müs-

müsse. Diesen Wink benutzte der Auditor, ließ die Säbel der beyden Delinquenten untersuchen, und siehe da, es fand sich in Fritzens Klinge wirklich eine solche Scharte. Nun leugnete Wilhelm vergebens, die Sache war entschieden: Frits überließ sich der Freude und Wilhelm der Verzweiflung.

Aber der edle Wettstreit der beyden Jünglinge hatte einen tiefen Eindruck auf den biedern Herzog gemacht. Er berichtete den seltsamen Vorfall nach Hofe, und bewirkte Begnadigung für beyde. Wilhelm wurde gänzlich frey gesprochen, Frits aber zu einjährigem Festungsbau verurtheilt.

Wilhelm versah nun seinen Dienst nach wie vor, und wenn er sich eine Stunde abmüßigen konnte, flog er auf den Wall zu seinem Freunde, brachte ihm Trost und Erquickung, oder, wenn die Wache es ihm vergönnte, karrte er auch wohl einen halben Tag statt seiner. Durch dieses edle Benehmen, durch seine Pünctlichkeit im Dienst,

Dienst, Friedfertigkeit und Treue, hatte er sich die Liebe seiner Vorgesetzten in einem so hohen Grade erworben, daß er nach Jahresfrist zum Feldwebel emporstieg. Auch Frits hatte nun seine Strafe überstanden, und beyde Freunde waren unzertrennlicher als jemals. Officiere und Gemeine betrachteten sie mit einer Art von Ehrfurcht, und besonders intressirte Wilhelm durch eine fortdauernde Schwermuth, die seine Stirn bewölkete; denn ach! wie hätte, bey dem Gedanken an Hannchens Schicksal, sein Herz Ruhe finden mögen! —

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sie zwar, in Betreff des Kindermords, für unschuldig erklärt, aber, wegen der Verheimlichung ihrer Schwangerschaft, zu sechsjährigem Gefängnisse in einem Arbeitshause verurtheilt worden; daß dieses Urtheil wirklich vollstreckt sey, und das arme Hannchen täglich ihren Spinnrocken mit Thränen netze. Das Bild dieser Leidenden, noch immer Geliebten! verfolgte ihn

unaufhörlich, Er konnte keinen Tropfen Wein trinken, so lange er wußte, daß Hannchen sich kümmerlich von Wasser und Brod nährte; er konnte nicht lächeln, so lange sie sich in Thränen badete.

Sunfzehntes Kapitel.

K r i e g s g l ü c k.

Pöblich erhielt Wilhelms Regiment Marschordre. Der siegreiche Feind rächte den Schimpf, mit dem man zu voreilig seine Hauptstadt bedrohte; er überschwenkte die Grenzen des deutschen Reichs, und man mußte alle Kräfte aufbieten, den reißenden Strom zu dämmen.

Wilhelm und Fritz sochten mit ausgezeichnetem Muthe, denn der eine suchte den Tod, und der andere eine Gelegenheit, seinem Freunde das Leben zu retten. Tapferkeit ist eine Dirne, die sich mit jeder Leidenschaft gemein macht; sie gefällt sich eben so leicht zu Liebe und Ehre, als

zu Haß und Raubsucht. Gegen Ende des Feldzugs mußte, an einem warmen Tage, die Grenadier Compagnie des Osteinischen Bataillons, unter den Augen des Feldherrn, eine feindliche Redoute stürmen. Die Kartätschen hagelten unter sie herab. Der Hauptmann verlor einen Arm, der erste Lieutenant ein Bein, und der andere blieb auf dem Platze. Der Fähndrich, ein zartes Muttersöhngen, lehrte dem Feinde den Rücken. Die braven Grenadiere, der Anführer beraubt, von offenen Feuer-Schlünden angegähnt, gegannen zu weichen; noch ein Augenblick, und sie wären geflohen. Da sprang Wilhelm hervor! begeistert rief er: „folgt mir, Brüder! für den König und das deutsche Vaterland!“

Mit aufgepflanztem Bajonet klimmte er den Hügel hinan, seine Kammeraden drängten sich ihm nach mit wildem Geschrey, Fritz war an seiner Seite. Ein Streifschuß nahm ihm die Grenadiermütze vom Kopfe und das halbe Ohr

Ohr weg. Heftig blutend und mit entblößtem Haupte schwang sich Wilhelm auf die Spitze des Hügel, und stieß den Artilleristen nieder, dessen brennende Lunte sich eben auf das Zündloch herabsenkte. Es kam zum Handgemenge. Ein Bajonettschuh fuhr ihm durch die Seite, Fritz durchbohrte den Thäter. Wilhelm sank und rief Victoria! — Fritz glaubte seinen Freund tod, und wüthete wie ein Tyger unter dem Feinde. Ein einzelner Soldat entschied hier den Ausgang des gewagten Unternehmens. — Du wunderst dich Leser? — Die Zeitungen haben freytlich nichts davon erwähnt; aber oft schon hat die Tapferkeit eines gemeinen Grenadiers, die hinterdrein durch einen Gulden belohnt wurde, Wunderdinge bewirkt, die nachher in der Biographie des Feldherrn glänzen.

Die Reboute war genommen, der Feind floh, Wilhelm wurde ins Lazareth gebracht. Seine Wunden schienen nur durch den Blutverlust gefährlich, schon nach drey Wochen konnte

er

er wieder ausgehn. Er erhielt Befehl ins Hauptquartier zu kommen.

„Herr Fähdrich,“ sagte der Feldherr, indem er ihm einen Degen überreichte, „ich belohne mit Vergnügen Ihre Tapferkeit. Der König schenkt Ihnen hundert Ducaten zu Ihrer Equipage.“

Fast schämte sich der bescheidene Jüngling einer Auszeichnung, von der er sich bewußt war, daß er sie nur dem Muth der Verzweiflung verdanke. Er wagte es, seinem General vorzustellen, daß wenn erfüllte Pflicht Anspruch auf Belohnung machen dürfe, Fitzens Ansprüche vielleicht gütlicher wären als die Seinigen.

„Ich habe das nicht übersehn,“ sagte der Feldherr, „Verstedt rückt an ihre Stelle.“

Ha! wie rümpfte manches unedle Edelmannen die Nase, als Wilhelm, der Packträgers Sohn, mit Schärpe und Ringtragen erschien, und vom Feldherrn zur Tafel gezogen wurde. „Einen Fähdrich aus ihm zu schaffen,

„das

„das mögte noch hingehn, so etwas läßt sich
 „verdienen; — aber ein Platz an fürstli-
 „cher Tafel, wo die Ahnen gleichsam schon in
 „der Suppe schwimmen und jedes Ragout wür-
 „den — das ist zu arg! — was wird uns denn
 „am Ende noch übrig bleiben, wenn wir nicht
 „einmal ausschließlich den fürstlichen Braten vor-
 „schneiden dürfen?“ —

Noch ärger wurde das Wispern und Flüs-
 tern, als Wilhelm, der so eben die hohe Ehre
 genossen, sich an der Tafel des Feldherrn satt zu
 essen, vor dem Zelte seinen Freund Verstädt an-
 traf, und ihm ohne alle Umstände um den Hals
 fiel. Einer seiner neuen Kammeraden, ein
 Held hinter dem vollen Glase, ein Lamm in der
 Schlacht, zupfte ihn wohlmeynend beym Er-
 mel, und flüsterte ihm zu: „Herr Fährndrich,
 „das schickt sich nicht.“

„Herr Lieutenant,“ verfekste Wilhelm rasch,
 „mein porte d' epée ist freylich seit ein paar
 „Stunden aus Gold gewirkt, und das Sein-
 „ge

„ge nur aus Zwirn, aber unsere Herzen wirkte
 „der Himmel aus gleichem Stoffe. Die nem-
 „liche That, die mich zum Officier machte, kann
 „mich jetzt unmöglich zum Schurken machen.
 „Wer im Glücke seinen Freund verkennt, oder
 „auch nur zugiebt, daß irgend eine adliche Spöt-
 „terzunge ihn verwunde, der ist ein Schur-
 „ke!“ — Diese ernsthafteste Erklärung, von
 einem strengen Blicke und einer sehr bedeuten-
 den Bewegung der rechten Hand nach dem De-
 genaefasse bealeitet, that ihre Wirkung. Man
 duckte die Achseln und ließ ihn gehn.

Die jungen adlichen Laffen zogen sich schüch-
 tern von ihm zurück, weil er sich die Mühe gab,
 das selbst zu erwerben, was sie weit bequemer
 von ihrem Vater geerbt hatten. Hin und wie-
 der drückte ihm wohl ein alter Staab-officier die
 Hand, oder ein General redete ihn freundlich
 an; aber die subalternen Strohjunker waren
 sämmtlich der Warnung ihrer gnädigen Frau
 Mamma eingedenk, und giengen ihm aus dem
 Wege,

Wege, wie ein Bramine einem Parfah auf der Küste von Coromandel.

Wilhelm lächelte: „ich habe immer gehört, „Ahnenstolz sey unelblich, und finde das Gegen-
„theil, denn er schützt uns vor langweiliger
„Gesellschaft.“

Einfach und bescheiden, anerkannten Grund-
sätzen getreu, tolerant gegen Thoren und stolz
gegen Uebermüthige, so zeigte Wilhelm, daß er
auch außer dem Schlachtfeld durch den Muth
des Verdienstes zu behaupten wußte, was er
durch den zweydeutigen Muth der Verzweiflung
errungen hatte.

Die Truppen bezogen die Winterquartiere,
Wilhelm theilte seine Tage zwischen Pflicht,
Freundschaft und Ausbildung des Geistes; seine
Nächte zwischen unruhigem Schlummer und
Thränen um Hannchen. Mehr als einmal
faßte er den Gedanken Urlaub zu nehmen, und
Trost in ihre iden Mauern zu bringen; aber je-
desmal hielt ihn sein zartes Gefühl zurück.
„Wird

„Wird sie meinen Anblick jetzt ertragen kön-
„nen? — bin ich im Stande ihr zu helfen? —
„werde ich ihren Kummer nicht vermehren,
„und ihr den einzigen elenden Trost rauben, den
„sie vielleicht aus der Gewohnheit ihrer Lage
„schöpft?“ —

Er unterdrückte seine Sehnsucht, und be-
gnügte sich, ihr durch einen redlichen, verschwie-
genen Kaufmann, der nach Münster Handlung
trieb, monatlich die ersparte Hälfte seiner Gage
zu senden. „Das geschieht nicht aus Liebe,“
sprach er zu sich selbst, „das bin ich der Tochter
„meines Wohlthäters schuldig.“

Hannchen empfing diese Geschenke mit Er-
staunen. „Ist noch irgend ein Geschöpf auf der
„Welt, das sich meiner erbarmt? — ich kenne
„niemanden als Wilhelm, den ich schwer be-
„leidigte! — zwar hat seine Großmuth mir
„verziehen, aber lebt er noch? — hat er nicht
„fremde Schuld gebüßt? — und wenn er noch
„lebt, ist er nicht ein armer Soldat, außer
4. Bd. R „Stande

„Stande seine wenigen Groschen mit einer Verworsenen zu theilen?“ —

Sie forschte vergebens und verlorh sich in Muthmaßungen. Am Ende jedes Monats erschien regelmässig ein ehrbarer Kaufmannsdienet, dessen ganze Sprachkunde in folgenden Worten bestand: „hier ist Geld, und diese Quittung bitte ich zu unterschreiben.“ Uebrigens war er stumm wie ein Fisch, und weder Bitten noch Thränen vermogten ihm ein Wort auszupressen. Hannchen schalt ihn hartherzig, aber der arme Teufel wußte selbst nichts.

Welche Freude für Wilhelm, als er zum erstenmale Hannchens Unterschrift erblickte! welche Behnuth als er las: „die unglückliche Jeannette Jerome dankt ihrem unbekanntem Wohlthäter, und wünscht herzlich, seinen Namen zu wissen. Der Name dieses Edlen würde ihre trübe Einsamkeit erheitern, und ihr Gebet Gott wohlgefällig machen.“ — Wilhelm weinte auf diese Zeilen und küßte die
Thra-

Thänen wieder weg. — So blüht in jeder Wüste dem Niedlichen ein Blümgen. Wer seinen Pfiennig mit der Geliebten theilen darf, der ist nicht arm! wer eine Geliebte erquickern kann, ist nicht Freudelos! —

Der Winter verstrich in dumpfer Ruhe, gleich einem Kranken, der erschöpft in kurzem Fieberschlummer sank, um bald zu neuen Krämpfen zu erwachen. Nicht die Schallmey des Hirten, nicht der Gesang der Lerche, riefen die Freunde der Natur ins Feld; Trommeln und Trompeten jagten den Landmann aus seiner Hürte, und den Zeisig von Nests.

Der Feldzug wurde hitzig eröffnet, Schlachten und Scharmügel waren allträgliche Begebenheiten; die Zwierracht saß in einer Wolke, schaute grinsend herab, und küßte mit blutigen Lippen ihren Feldherrn, den Tod, der unermüdet die Hoffnungen der Mütter und Gattinnen wegmahte. Wilhelm und Fritz hielten sich brav wie im letzten Feldzuge; aber Muth ohne
Glück

Glück gleich dem Verdienst ohne Geburt, jener wie dieses werden nicht hervorgerufen. Es mangelte den beyden Jünglingen an Gelegenheit sich auszuzeichnen, und, um die Wahrheit zu sehn, Wilhelm suchte diese Gelegenheiten auch nicht mehr so ängstlich. Was hatte er im vorigen Jahre zu verlieren? — damals war der Tod ihm Gewinn. Aber jetzt — wer würde seine paar Thaler mit Hanneken theilen, wenn Wilhelm fallen sollte? — Hat jemand Lust ein Heer von lauter Waghälften anzulieben, so nehme er keinen Liebenden darunter auf, der der Wohlthäter seiner Geliebten ist.

Doch halt! noch einmal schleudert der Zufall dem jungen Helden eine Gelegenheit mitten in seine Laufbahn, und Wilhelm ergreift sie bey'm Schopf. Unter den Augen des Königs sollte eine entscheidende Schlacht gefochten werden. Beyde Partheyen suchten einander einen Marich abzugewinnen, um alsdann auf der bestimmten Ebene die vortheilhafteste Stellung für die Armeewähl-

wählen zu können. Dort wollte man den linken Flügel an ein Dorf lehnen, welches nothwendig vor Ankunft des Feindes occupirt werden mußte. Ein starkes Corps wurde detachirt, dieses Dorf zu besetzen. Aber schon näherte sich der Feind, der einen Vorsprung von einigen Stunden genommen hatte; schon drang er zahlreich in das Dorf, nöthigte das Corps zum Weichen, und stand im Begriff den Plan des Königs zu vereiteln.

Wilhelm sah, wie viel darauf ankam, Zeit zu gewinnen. Er befand sich mitten im Gedränge, schon rissen die Fliehenden ihn mit sich fort; durch Bitten und Drohungen raffte er endlich einen kleinen Haufen zusammen, und warf sich mit einigen hundert Grenadiern und Scharfschützen in die steinerne Dorfkirche, welche gerade so gelegen war, daß sie die ganze Ebene überschaute. Hier verrammelte er die Thüren mit Kirchenbänken, und postirte seine Leute vortheilhaft an alle Fenster. Die

Granaten flogen unter die dichten Haufen, die Scharfschützen streckten jeden ins Gras der sich zu nahe wagte.

Der Feind dessen Zahl sich mit jedem Augenblicke mehrte, schäumte vor Wuth, hier durch eine Hand voll Menschen aufgehalten zu werden. Man ließ vergebens einen Kugelregen auf die Kirchenfenster fliegen. Die Waghälse verbarren sich hinter der Mauer. Ein General ritt herbey, und, von der Wichtigkeit dieses Postens überzeugt, ließ er sich herab, an der Spitze einer Armee, dem kleinen Haufen freyen Abzug anzubieten. Wilhelm gab zur Antwort: „er werde sich unter den Mauern der Kirche begraben.“

Schon lagen mehr Todte auf den Gräbern des Kirchhofs, als Leichen unter der Erde mo-
derten, aber schon hatten auch Wilhelms Gefährten ihre Munition fast verschossen, und der Feind machte Anstalt, schweres Geschütz gegen die Kirche aufzuführen; als der König, der die-
sen

sen Verzug benutzte, plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach. So lange Wilhelm sich hielt, war es dem Feinde unmöglich, seinen rechten Flügel, so wie er wünschte, zu formiren. Jetzt mußte er diese Position ganz aufgeben, und der glückliche Ausgang der Schlacht, kam zum Theil auf Rechnung des beherzten Officiers, der die Kirche so wacker vertheidigt hatte.

„Wo ist er? wie heißt er?“ fragte der König.

Wilhelm wurde ihm vorgestellt. Mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Blicken stand er da, als schämte er sich seiner Verdienste.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,“ sagte der Monarch, „Sie haben uns heute brav vorgearbeitet. Neden Sie, was kann ich für Sie thun?“

„Ew. Majestät!“ rief der Jüngling, und stürzte zu des Königs Füßen: „ich habe eine unglückliche Schwester — sie führt zwar nicht meinen Namen — sie ist nur meine Halb-

„Schwester — aber ich liebe sie mehr, als hät-
 „ten wir unter einem Herzen gelegen — Zu-
 „gend und Verführung haben sie ins Elend ge-
 „stürzt! seit fast drey Jahren schwachtet sie im
 „Kerker, und noch drey Jahre soll das arme
 „Geschöpf die Verbrechen eines Bösewichts bü-
 „ßen. Ich bitte um ihre Freyheit!“ —

Der König ließ sich die Sache vortragen,
 und als er hörte, daß Hannchen an dem Kin-
 dermord völlig unschuldig befunden worden, ge-
 währte er Wilhelms Bitte, gab ihm ein eigen-
 händiges Empfehlungsschreiben, und Urlaub auf
 zehn Tage, um selbst der geliebten Halbschwester
 ihre Freyheit anzukündigen.

Wilhelm konnte nicht danken, er konnte
 nur weinen. Es ist schön, einen Mann weinen
 zu sehn, der ein paar Stunden vorher eine Hel-
 denthat ausübte. Der König wurde gerührt:
 „ich werde ferner für Sie sorgen,“ sprach er.
 Fort stürzte Wilhelm aus dem Zelte! Vergebens
 fragte Fritz: was hast du? — er stotterte nur

un-

unverständliche Sylben, umarmte seinen Freund
 schluchzend, ließ hastig sein Pferd satteln, und
 flog über Berg und Thal, daß Kieß und Fun-
 ken von des Rosses Hufen stoben.

Sechszehntes Kapitel.

Wiedersehn und Trennung.

Münster ist eine merkwürdige Stadt. Der
 Reisende betritt mit Ehrfurcht das Rathhaus,
 wo der berühmte westphälische Friede geschlossen
 wurde, von dem ein jeder so viel hält, als ihm
 erspriesslich dünkt. Der Neugierige setzt sich
 mit Schauern in den Stuhl des Königs Johann
 von Leyden, der die Leichtgläubigen zum zwey-
 tenmale taufte, da doch einmal schon zu viel ist.
 Der Empfindsame wird in Zukunft die kleine
 Zelle besuchen, wo Hannchen drey Jahre lang,
 den Unsinn der ersten Kirche, und die daraus
 entstandene Pfaffenücke büßte.

R 5

Däm-

Dämmerung lag bereits auf dem Sanct Paulusberge vor der Stadt, und herbliche Nebelwolken verhüllten die Spitzen von hundert zwecklosen Thürmen, als Wilhelm seinen feuchenden Gaul zum erstenmale am Schlagbaume verschmausen ließ, und mit hastiger Ungeduld die Fragen des wachhabenden Officiers beantwortete. Er stieg in dem ersten besten Gasthose ab, gab sein Pferd dem ersten besten Unbekannten, raste einen Lehnbedienten von der Straße auf, und trat, mit Staub und Schweiß bedeckt, in das Vorzimmer des Ministers, an welchen sein Empfehlungsschreiben lautete. Es währte lange ehe er vorgelassen wurde, denn der Minister hatte, nebst seinem Reichtvater und einem alten podagrischen Geheimerathe, noch fünf Beete in einem interessanten l' Hombre abzuspielden. Wilhelm kaute die Nägel, und betrachtete gedankenlos die Heiligenbilder im Vorgemach.

Endlich wurden die Thüren geöffnet, er überreichte seine Depeschen. Des Königs Wort

wort wärkte mächtig, die Sache war sogleich entschieden, die Ausfertigung aber wurde bis zum andern Morgen verschoben, und der Herr Lieutenant indeß zur Tafel gebeten. Obgleich Wilhelm in drey Tagen kaum drey Bissen gegessen hatte, so fühlte er doch nichts weniger als Hunger. Es war ihm unbegreiflich, wie der Minister ihn so ruhig einladen, die Bedienten so ruhig den Tisch decken, und alles in der Natur so ruhig seinen Gang gehen konnte.

„Schnelle Hülfe,“ sagte er zum Minister, „hat doppelten Werth. Dem Kranken scheint die Nacht lang, dem Unglücklichen noch länger. Arzeney und Trost sind je früher je willkommener. Wenn Ew. Excellenz, Ihrem Secrétaire austragen wollten, mich zu begleiten“ —

Der Minister. Sie werden doch erst einen Löffel Suppe bey mir essen?

Wilhelm. Ich würde eine traurige Figur an Ihrer Tafel spielen.

Seine ganze Gestalt hat flehentlich um Entlo-
 sung indem er diese Worte sprach; aber da
 wir keine Rettung. Die vornehmen Leute
 glauben, es könne einem schlichten, anspruchlo-
 sen Manne keine größere Ehre wiederfahren,
 als wenn sie ihm die Erlaubniß geben, sich ein-
 mal in ihrer Gesellschaft satt zu essen, und eben
 weil sie selbst einen so großen Werth auf das
 Schauspiel ihrer wackelnden Kinnladen setzen,
 können sie es auch nicht leiden, daß andere sich
 wenig darum bekümmern. Sie bedenken nicht,
 daß der freye, verständige Mann seine Mahl-
 zeit, durch Zwang und Langeweile, weit theu-
 rer bezahlt, als wenn er bey dem berühmtesten
 Restaurateur zu Tische gieng.

Der arme Wilhelm saß auf Dornen, und
 so oft er eine neue Schüssel auftragen sah, brach
 ihm der Angstschweiß aus. Er Excellenz hiel-
 ten während der Tafel eine politische Vorlesung,
 wie sie alles das schon längst im Cabinet vorher
 gesagt, was sich jetzt ereignete, und beriefen sich
 dabey

dabey auf den podagrifischen Geheimrath, der
 ein Ja Buder war, und erst dann redselig wur-
 de, als man auf die verschiedenen Gewächse des
 Rheinweins zu sprechen kam. Hier fand sich
 auch der Reichwaser in seinem Elemente. Die
 geistliche Seele lagerte sich auf die Lippen: er
 schlürfte mit einer Keiner Mine ein Glasgen
 nach dem andern über die Zunge, und schimpfte
 dabey auf die Preussischen Husaren, die ihm,
 als er noch Guardian in einem gewissen Kloster
 war, eine ganze Dym Johannisberger ausge-
 sofften hatten.

Endlich nahte die Stunde der Erlösung,
 Wilhelm erhielt seine Abfertigung. Ha! wie
 flog er die Treppe hinab! ein kleiner dicker Se-
 cretar vermoate kaum ihm zu folgen. Auf der
 Straße würde er seinen Bealeiter ohne Beden-
 ken im Stich gelassen haben, wenn er nur ohne
 ihn den Weg nach dem Arbeitshause zu finden
 gewußt hätte. Sein kaltblüt'ger Führer keuchte
 immer einige Schritte hinter ihm her, und
 brachte

brachte den armen Wilhelm, durch Fragen um Neuigkeiten von der Armee, fast zur Verzweiflung.

„Sie haben eine Schlacht gewonnen?“ —

Ja. — „Anfangs streute man hier aus, sie sey verlohren worden.“ — Auch das wenn Sie wollen. — „Wie so? das verstehe ich nicht.“

Mein Gott! gewonnen, verlohren, alles was Ihnen beliebt. Ich habe in diesem Augenblicke keinen Sinn für Schlachten. Morgen, morgen mein Herr, will ich Ihnen erzählen, was ich jetzt nicht weiß.

Der Secretair schüttelte den Kopf, und meynte, es sey wohl nicht recht richtig mit dem fremden Herrn. So gelangten sie endlich schweigend bis an die Pforten des Arbeitshauses.

„Wir müssen klingeln,“ sagte der Secretair, und schon hatte Wilhelm die Klingel abgerissen. Hannchen betete eben den Abendsegen.

gen. Wilhelm war der Heilige, dessen Fürbitte sie sich empfahl, denn sie glaubte ihn tod. Ihren unbekanntem Wohltäter schloß sie innbrünstig in ihr Gebet mit ein.

Horch! da schallten rasche männliche Fußtritte den langen öden Gang herauf. — Wem mag der späte Besuch gelten? — Horch! da krabbelte etwas an der Thür. — Was soll das heißen? — wer reißt die Thür so hastig auf? — Herein stürzte ein Officier — Hannchen hatte nicht Zeit ihn zu erkennen — er lag zu ihren Füßen und schluchzte: Hannchen du bist frey!

Es giebt Scenen im menschlichen Leben, die, wenn der Vorhang fällt, selbst denen wie ein Traum vorkommen, die mit gespielt haben. Solche Scenen sind Klippen für die Darstellung, und findet der Mahler in der Phantasie seiner Leser das Bild nicht schon skizzirt, so werfe er lieber den Pinsel weg.

Hann-

Hannchen wußte nicht wie ihr geschah. Ohnmächtig lag sie in Wilhelms Armen, ohnmächtig wurde sie in einen Mietwagen gehoben, erwachte betäubt in einem fremden Zimmer, und suchte voll Erstaunen sich zu besinnen, wie sie in dieses Haus, auf dieses Bett gekommen?

Alles war still um sie her. Neben ihr stand eine Nachtlampe, die einen düstern Schein auf die alte, goldleberne Tapete warf. „Wo bin ich?“ fragte sie sich selbst, „ist Wilhelm mir erschienen? — Ach! mir träumten wunderliche Dinge.“

Jetzt wandte sie von ungefähr das Haupt — siehe da saß der Geliebte neben ihrem Bette auf einem Sessel; die übermenschliche Erschöpfung der drey verflossenen Tage und Nächte hatten ihn wider seinen Willen in einen kurzen Schummer gewiegt. „Wilhelm!“ schrie Hannchen laut auf. Er erwachte und taumelte an ihren Busen. Ein Strom von Freudenthränen machte ihrem beklemmten Herzen Luft. Erst
nach

nach mancher stummen Umarmung, gewann Wilhelm so viel Kraft und Besinnung, daß er ihr seine Geschichte in unzusammenhängenden Bruchstücken mittheilen konnte.

Hannchen war sehr aufmerksam, und forschte geßtentlich nach dem Zeitpunkt, in welchem er Officier geworden. Seine Antwort traf mit ihrer Ahndung überein. Das Räthsel des wohlthätigen Unbekannten war gelöst. — „Ja du bist es, dem ich alles verdanke! mein Herz hat es mir längst gesagt!“ — Sie hieng schluchzend an seinem Halse. In süßen Thränen schwimmend fand sie der Tag, unter unschuldigen Liebkosungen überraschte sie der Abend. Schneller als Gedanken tauschten zwey Tage vorüber.

Ein Jüngling, der sich so große Rechte der Liebe und Dankbarkeit auf das Herz seines Mädgens errungen hatte, was hätte er nicht alles bitten, was nicht alles wagen dürfen! aber Wilhelm ehrte Unschuld und Tugend, die, wenn
4. Bd. 2 gleich

gleich einft wehrlos unter den Klauen eines Räubers, doch ihre schöne Wohnung nie verlassen hatten. Mögen doch immerhin bey dem Worte Unschuld sich die Nasen einiger Spröden rümpfen; es bleibt ewig wahr: Unschuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verlohren, und manche nie von Männerhänden entweyhte Dirne, hat ihr dennoch schon längst entsagt.

In ruhlgern Augenblicken entstand nun die Frage: was soll aus Hannchen werden?

„Meine Gattin!“ rief Wilhelm und drückte sie glühend an seine Brust.

„Da sey Gott für!“ sagte das edle Mädchen: „eine Dirne, die eine entehrende Strafe gelitten, soll deinen aufblühenden Ruhm nie beflecken. Wie könntest du die bittern Spöttereyen deiner Kammeraden ertragen —“

Ha! ich würde —

„Nun ja, ich weiß was du thun würdest. Deinen Degen in Blut tauchen, um meine
„Schau-

„Schande auszulschen; mich zur Wittwe oder
„dich zum Mörder machen. — Mein Wilhelm
„der König kann nicht auf die Ehre eines Mannes bauen, der seine Hand einer verworfenen
„Dirne reicht. War ich vielleicht mehr unglücklich als strafbar, verdiene ich mehr Mitleid als
„Verachtung, so muß ich das jetzt beweisen, indem ich die Hand ausschlage, deren Befiß ich
„so gern mit meinem Blute erkaufte hätte. —
„Du hast mich deine Schwester genannt —
„Wehlan Bruder Wilhelm! laß uns den süßesten Namen auf ewig entsagen!“

Wilhelm bot die ganze Beredsamkeit der Liebe auf, diesen Entschluß wankend zu machen. Fünf Tage seines Urlaubs waren bereits verstrichen, der sechste brach an, er hatte keine Zeit zu verlieren. Das Herz des armen Mädgens wurde mit Liebfosungen und Scheingründen bestürmt, die in solchen Fällen gewöhnlich für Vernunftgründe zu gelten pflegen. Sie fühlte, daß längerer Widerstand ihre Kräfte übersteige,
L 2 und

und daß sie den Bitten des Geliebten endlich unterliegen werde. Nur mit Mühe gelang es ihr, noch eine kurze Frist bis zum andern Morgen von ihm zu erbetteln.

Als er ihr beim Schlafengehn zärtlich die Hand drückte, und schon die Thür öffnete, um sich in sein Zimmer zu begeben, da stog sie ihm plötzlich nach, klammerte sich um seinen Hals, und weinte heiße Zähren. — „Was ist dir, Hannchen?“ — „Nichts! nichts! — schlaf recht wohl! — Morgen! Morgen! — „Wie? gedenkst du mit Wehen der frohen Stunde, die dir das süße Versprechen, entlocken wird, ewig die Meinige zu seyn?“ —

Nein! nein! — ewig die Meinige! — geh guter Wilhelm — ruhe sanft — um Gottes willen! geh! — ich kannes nicht länger ertragen! —

Wilhelm gieng. Frohe Hoffnungen wiegten ihn bald in den Schlummer, und süße Träume umgaukelten sein Lager. Rasch sprang er

er den andern Morgen aus den Federn, warf seinen Oberrock über, und schlich leise an die Thür vor Hannchens Schlafzimmer. Er fand sie nur angelehnt, öffnete sie behutsam, und flüsterete hinein: „bist du schon wach liebes Hannchen?“ — keine Antwort — er steckte den Kopf in das Zimmer — es war leer — er warf einen Blick auf das Bett — es war leer — und ach! nicht einmal eine Spur, daß diese Nacht jemand darinn gelegen. Eine schnelle Röthe stieg ihm ins Gesicht, eine bange Ahnung beklemmte seine Brust, mit hochklopfendem Herzen trat er herein, schaute ängstlich umher, und erblickte einen Zettel auf dem Tische liegen. Sein Auge verschlang ihn.

„Vergieb, guter Wilhelm! ich fliehe vor mir selbst. Wie hätte ich dir und meinem Herzen länger widerstehen können! und doch muß ich um dir Schimpf und Reue zu ersparen. Im Taumel der Leidenschaft wirfst du mich anklagen. Ach Wilhelm! thu das nicht! — Mein

„Mein Entschluß hat mich einen fürchterlichen
 „Kampf gekostet. Bekenne daß ich dich fliehen
 „musste, um deiner werth zu seyn. Lebe wohl,
 „und Sorge nicht um mich. Deine Wohltha-
 „ten haben mich in den Stand gesetzt, Monate
 „lang ohne fremde Hülfe zu leben, bis ich mein
 „Unterkommen, und wäre es auch nur als
 „Magd, irgendwo in einem guten Hause fin-
 „de. — Lebe wohl! forsche nicht nach meinem
 „Aufenthalt. Du siehst mich nicht wieder, bis
 „ich, ohne zu erröthen, dich Bruder nennen
 „darf; bis die Zeit meine Schuld, meine
 „Schande und vielleicht auch deine Liebe ver-
 „wischt hat. — Deine Liebe — ach! warum
 „muß ich das wünschen! — brich ab, armes
 „Hännchen! ehe es dir an Kraft zu fliehen ge-
 „bricht! — — — Ich bin an deiner Schlaf-
 „kammer gewesen — ich habe dich athmen hö-
 „ren — vielleicht zum letztenmal in meinem
 „Leben! das Herz wollte mir springen! —
 „Schon berührte ich das Schloß deiner Thür,
 „schon zog mich eine unsichtbare Gewalt — an
 „dein

„dein Bett zu schleichen — dich noch einmal
 „zu sehn — ich fürchtete, du mögtest erwa-
 „chen, und deine stürmende Liebe meine redl-
 „ichen Entschlüsse vernichten. Ich zog meine
 „Hand zurück, und bedeckte mit Küssen und
 „Thränen den Drücker der Thür, den deine
 „Hand Morgen zuerst berühren wird. Auf
 „der Schwelle habe ich gelegen, und Gott mit
 „Händeringen um Segen für dich angefleht. —
 „Nun ist's vollbracht! — ich eile, mich vor
 „meinem Geliebten zu verbergen. Leb wohl
 „Bruder! gedenke deiner unglücklichen Schwe-
 „ster!“

Wilhelm starrte den Zettel mit trockenen
 Augen an. Seine Lippen bewegten sich Krampf-
 haft, aber kein Wort drang durch die fest ver-
 schlossenen Zähne. Nach einer langen Pause
 erwachte er aus seiner Starrsucht, rang die
 Hände und rief: „ha! das ist zu viel!“ Sein
 irrer Blick schweifte im Zimmer umher, ob er
 nicht irgendwo eine Reliquie von Hännchen ent-

decken werde? Ach, nirgends eine Spur von dem geliebten Flüchtling!

„Doch hat sie nicht mit Thränen und Küssen das Schloß meiner Kammerthür bedeckt? „hat sie nicht auf der Schwelle gelegen und für mich gebetet?“

Da lag nun auch Wilhelm und betete für Hannchen, und seine Thränen frischten die verloschenen Spuren der ihrigen wieder auf.

Plötzlich ergriff ihn eine bange Wuth, er sprang auf! lärmte und tobte im Hause umher, verlangte von jeder Küchenmagd, sie solle ihm Rechenschaft geben, wo Hannchen geblieben? und schlug in der Hitze einen Hausknecht zu Boden, der die sehr natürliche Frage an ihn that: ob das Jüngfergen ihn etwa bestohlen habe?

Als ihm niemand Rade und Antwort geben konnte, wann, wie und wohin Hannchen entwichen, da warf er sich in die Kleider, bestürmte das Haus der alten Ruhme, durchstrich die ganze Stadt, die Vorstädte, die umliegenden Gegenden

Gegenden; wo zwey Menschen auf der Straße mit einander sprachen, da horchte er, ob sie vielleicht von Hannchen sprächen? wo ein weiblicher Kopf hinter einer Fenster Gardine lauschte, da blieb er eingewurzelt unter dem Fenster stehen, und starrte so lange hinauf, bis ein fremdes Gesicht neu gierig herabschaute. Wo er eine Kirchenthür offen fand, da schlüpfte er hinein und durchspähte jeden Winkel, wo irgend eine Betende vor dem Wilde ihres Heiligen kniete.

Ohne Speise oder Trank genossen zu haben, matt und kraftlos, kehrte er, nach immer vergeblichem Suchen von der hereinbrechenden Dunkelheit getrieben, in sein Wirthshaus zurück. Unterewegens wagte er zu hoffen, Hannchen könne wohl, während seiner Abwesenheit sich wieder eingefunden haben. Der Wirth saß ruhig vor der Thür und schmauchte sein Pfeifgen. „O gewiß ist sie gekommen!“ dachte Wilhelm, „wie könnte der Wirth sonst so ruhig seyn?“ — Er bestürmte ihn mit Fragen, und mußte, als

er immer nur ein kaltes Nein zur Antwort erhielt, auch seinen letzten Strohhalm fahren lassen.

Sein Urlaub war nun bis auf vier Tage abgelaufen. Drey hatte er gebraucht, um nach Münster zu fliegen; vier bedurfte er wenigstens, um die Bürde seiner Verzweiflung langsam ins Lager zu schleppen. Auch war sein Pferd so angegriffen, daß es noch zweifelhaft schien, ob er das Ziel seiner Reise glücklich erreichen werde? Mit Tages Anbruch schwang er sich auf den halb lahmen Gaul, trabte in dumpfer Betäubung zum Thor hinaus, und als er, von einem Hügel herab, sich noch einmal nach Münster umsah, da spiegelte sich die Morgensonne in seinen Thränen.

Siebenzehntes Kapitel.
Die Verirrte.

Hannchen war, mit einem kleinen Bündel Wäsche unter dem Arm, und einigen Goldstücken in der Tasche, um Mitternacht aus dem Wirthshause geschlichen. Die alte Muhme fiel ihr freylich wohl ein, aber welchen Empfang konnte sie, nach allem was vorgefallen, von ihr erwarten? Hatte sie doch seit drey Jahren sich gar nicht um die arme Waise bekümmert, ihr nie eine Erquickung in ihren Kerker gesandt. Lieber gieng Hannchen in die weite Welt.

Nur mit Mühe, unter dem Vorwand eines Krankenbesuchs in der Vorstadt, und für doppelte Thorgratschen, ließ sich die Wache bereeden, ihr ein kleines Pförtgen zu öffnen. Als die Dämmerung anbrach, war sie schon eine Meile gewandert, und nahe bey einem Dorfe, wo sich zwey Landstraßen durchkreuzten. Sie setzte sich, um auszuruhen, unter die Dorfslinde,

de, und hatte noch nicht lange gegessen, als eine Postkutsche, mit einigen Reisenden beladen, vorüberfuhr. Ein paar hundert Schritte weiter hielt der Wagen vor der Schenke, weil der Postillion, nach althergebrachter löblicher Gewohnheit seine Gurgel erfrischen wollte.

Flugs stieg Hannchen der Gedanke auf: „wie wenn ich mit dieser Postkutsche weiter reiste? um so schneller entgehe ich Wilhelms Nachforschungen.“

Zwar wußte sie gar nicht, auf welcher Straße sie eigentlich sey? und wohin dieselbe führe? aber das galt ihr auch gleich viel, wenn es nur immer Land einwärts gieng, und Münster im Rücken liegen blieb. In der ersten ansehnlichen Stadt, sie heiße wie sie wolle, nahm sie sich vor Dienste zu suchen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt trat sie in die Schenke, und fand den Postillion am Tische bey Käse, Brod und Brantewein. Sie trug ihm ihr Anliegen vor, und bot ihm ein gutes Trink-

Trinkgeld. Er lachte über seine weissen Zähne, gab seine Einwilligung durch ein Kopfnicken zu erkennen, und würzte diese Gefälligkeit durch einige derbe Späszen auf Kosten der einsamen Fußgängerin. Nachdem er sein Frühstück verzehrt, auch Hannchen mit baurischer Höflichkeit eingeladen hatte, einen Schnaps zu trinken, trat er heraus an den Postwagen: „meine Herren, rücken Sie ein wenig zusammen, und machen Sie Platz für ein schmuckes Jüngfergen, das sich die Füße wund gegangen.“ — Mit plumper Dienstfertigkeit half er Hannchen auf ihren Sitz, und, weil das Wetter eben schön war, so holte er seinen Mantel vom Kutschbock, ihn ihr zum Polster unterzubreiten. Die Macht der Schönheit wüßte auf den Tölpel wie auf den Dichter, und der Mantel des Postillions galt eben so viel als ein Sonnet auf Hannchens Netze.

Beym Einsteigen bat sie mit bescheidner Anmuth die Reisenden um Vergebung, daß sie ihnen be-

beschwerlich falle. Es war nicht möglich, ihr drum gram zu werden, man machte ihr willig Platz. — Ein Postwagen ist nicht selten der Ort, wo ein junges Mädchen sich, wie Gressets Vert-vert, in übler Gesellschaft befindet. Hannchen hatte diese Erfahrung bereits gemacht, als sie zum erstenmale nach Münster zu der alten Ruhme reisen mußte; sie hatte daher ihren Sitz kaum eingenommen, als sie schüchtern in den Physiognomien ihrer Gefährten spähte, was sie etwa fürchten müsse, oder hoffen dürfe.

Diese Musterung, (wozu ein weibliches, unzutäuschendes Auge, nur eine Sekunde braucht, wäre gleich der Postwagen so voll gepropft als Noahs Kasten,) gewährte ihr große Beruhigung, denn sie erblickte vier oder fünf alte grämliche Männer, die das Ansehn von Kaufleuten hatten, und eben nicht gesonnen schienen, ihre schwermüthigen Gedanken zu unterbrechen. Sie hatten sämmtlich, statt einer Art von Begrüßung, die Schlafmützen ein wenig geüßter, und einer unter ihnen bot Hannchen eine Prieße Taback

ack an; das war es aber auch alles, weiter bekümmerte man sich nicht um sie.

Gern hätte sie den, der den Inhalt seiner Dose mit ihr theilen wollte, gefragt, wohin eigentlich die Reise gehe? aber sie fürchtete, durch diese Frage zu verrathen, daß sie ohne Zweck in die weite Welt hinein kutsche, und folglich Aufmerksamkeit zu erregen; sie schwieg also, ihre Begleiter schwiegen auch, und sahen sämmtlich aus, als ob sie Gewinn oder Verlust einer Speculation berechneten. Die ideo Stille, welche nur durch ein Gott heil! unterbrochen wurde, wenn etwa einer aus der Gesellschaft nieste, behagte Hannchens Trübsinn, das Schütteln und Rütteln des unbequemen Wagens weckte sie nicht aus ihren schwermüthigen Betrachtungen.

In den ersten beyden Tagen fuhren sie nur durch Dörfer und kleine Landstädte, deren Namen ihr völlig unbekannt waren, weil sie sich nie viel um Geographie bekümmert hatte. Als sich an diesen unbedeutenden Orten keine Gele-

genheit zu einer Versorgung darbot, so setzte sie ihre Reise getrost immer weiter fort. — Gegen Abend des dritten Tages — sie blickte eben starr auf die Wiesen und Bäume zu ihrer Rechten, welche rückwärts zu laufen schienen — fuhr sie plötzlich zusammen, und unterdrückte mit Mühe ein lautes Gekreisch.

Wilhelm ritt an dem Postwagen vorüber! — Sein Gaul gieng einen trügen Trab, ihm selbst war der Kopf zwischen die Schultern gesunken, und er schien seinen Sattelknopf so ernst zu betrachten, daß er auch nicht einen Blick auf die Postkutsche warf. Zwar würde er Hannchen doch nicht gesehen haben, denn der Wagen war mit blauem Tuche überzogen, und sie saß im Hintergrunde. Auch sie hatte ihn nur eben erkannt, wie er an der kleinen Oeffnung vorbeyritt, wo das Tuch, in der Mitte des Wagens, ein wenig zurückgeschlagen ist. Ein Blick war der Liebenden genug, sie hätte ihre Seltigkeit zum Pfande gesetzt, daß es Wilhelm sey. Nun war

war es klar, daß sie, statt zu fliehen, ihm gerade in die Arme laufe.

„Mein Gott! was soll ich anfangen? — „auf der nächsten Station wird der Wagen umgepackt, ich muß aussteigen, und finde Wilhelm vielleicht an der Thür!“

Sie rückte unruhig auf ihrem Platze hin und her, ihr Gesicht glühte, ihr Herz klopfte. Je näher sie der Station kamen, je heftiger wurde ihre Angst. Zufälligerweise fragte einer der Reisenden den Postkillion: „Schwager, haben wir noch weit?“ — „Noch eine kleine halbe Stunde,“ war die Antwort. Hannchen erschrock und faßte einen raschen Entschluß. „Halt Schwager!“ rief sie plötzlich. Der Postkillion hielt. Sie raste ihr Bündel zusammen, stieg aus, drückte dem Fuhrmann einen halben Gulden in die Hand, und sagte: „fahre er nur weiter.“

„Se du lieber Gott, Jungfergen, es wird ja schon Abend, wo will sie denn hier auf der Landstraße bleiben?“

„Ich bin im nächsten Dorfe zu Hause.“ stotterte Hannchen, „fahre er in Gottes Namen ohne mich.“ — Der Postillon schüttelte den Kopf, setzte seine Hacken dem Sattelgaul in die Seite, ließ die Peitsche knallen, und in wenig Minuten war der Wagen aus Hannchens Augen verschwunden. Sie sah ihm betäubt nach, und als sie sich nun in der Natur allein und hilflos erblickte, als sie das Heimgen den Abendgesang zirpen und die Wachtel im Roggenraseln schnarren hörte, da stieg sie bitterlich an zu weinen.

„Armes Mädchen! was soll nun aus dir werden! — zurückgehn? — wohin? — vorwärts? — ach Wilhelm!“ — Sie wandte noch eine Weile auf der Landstraße fort, bis sie linker Hand einen Feldweg erblickte, den sie ohne weitere Ueberlegung wählte, und betend darauf fortwanderte.

Bis jetzt hatte die Dämmerung ihren Pfad schwach beleuchtet, doch nun brach die Nacht finster

finster herein, und sie sah sich am Eingang eines dichten Waldes. Einige Augenblicke stand sie unentschlossen, doch bald ermannte sie sich. „Dieser Fußsteig,“ dachte sie, „muß doch endlich zu Menschen führen. Gewiß finde ich ein Dorf, oder auch nur eine Köhlerhütte, je tiefer im Walde, je besser.“ — Anfangs setzte sie ihre Straße muthig fort; als aber die Dunkelheit mit jeder Minute zunahm, und nur das Geheul des Schuhu dann und wann in der Ferne, die düstere Stille unterbrach, da beklemmte nie gefühlte Bangigkeit ihren Busen. Sie verdoppelte ihre Schritte und die Angst gab ihr nur Kräfte.

Bis jetzt glaubte sie noch immer zu beyden Seiten ihres Weges ein Fahrgleis bemerkt zu haben, nun aber wand sich der Fußsteig oft so enge durch dicht verwachsenes Gebüsch, daß sie jeden Augenblick befürchtete, ihn ganz zu verlieren, und ach! was sie befürchtet hatte, geschah. Sie sah sich plötzlich auf einem kleinen freyen

M 2 Pläze,

Platz, wo ringsumher Tannen und Fichten ihre Zweige in einander schlangen, die Nester ihr Spinnwebgewebe ins Gesicht schlugen, und sie folglich errathen ließen, daß keines Menschen Fuß hier einen Weg gebahnt habe. Jetzt benahm ihr die Angst Kräfte und Besinnung, sie tappte herum wie mit Blindheit geschlagen, und vermogte auch den Rückweg nicht mehr zu finden. Webend sank sie nieder auf einen Maulwurfshügel, und empfahl sich Gottes Engel!

Nach einer Stunde gieng der Mond auf — mit ihm ein Strahl der Hoffnung in ihrer Seele. Sie raffte sich wieder empor und wählte die Stelle, die ihr am leichtesten schien, um durch das Gebüsch zu dringen. Nachdem sie eine Zeitlang sich mühsam durchgearbeitet, ihre Hände blutig geritzt, und ihr weißer Rock von Dornen zerrissen war, gelangte sie endlich an einen Zaun, der, so viel das schwache Mondlicht ihr zu errathen verstattete, einen Heuschlag einzugrenzen schien. „Gott Lob!“ rief sie aus, „hier

„hier müssen Menschen wohnen!“ und wirklich erblickte sie bald nachher in der Ferne ein Licht. „Ha! ein Licht!“ rief sie hastig, und fühlte sich neu gestärkt. Mit frischen Kräften gieng sie nun am Zaune hinab, näherte sich dem Lichte immer mehr und mehr, und wurde bald gewahr, daß es aus dem Fenster eines kleinen Hauses schimmerte, welches zwar nur mit Stroh gedeckt, aber doch ein besseres Ansehn hatte als die gewöhnlichen Bauerhäuser. Es war von einigen Nebengebäuden umgeben, und übrigens ringsumher vom Walde eingeschlossen.

Achzehntes Kapitel.

Der Sonderling.

Der Mensch, der nun einmal kein Fenster in der Brust, und kein Zeichen mehr vor der Stirn trägt, (solte er auch gleich seinen Bruder tod geschlagen haben,) läßt sich doch nach zwey Dingen ziemlich treffend beurtheilen, nemlich nach

Kleidung und Wohnung. Wem es hell im Kopfe und ruhig im Herzen ist, der kleidet sich mit Geschmack, und liebt eine freundliche Wohnung. Nur der Schwärmer oder der Unglückliche vergräbt sich in Wüsteneyen.

Ähnliche Gedanken lagen dunkel in Hannchens Seele, als sie das kleine Haus mitten im Walde erblickte. „Mögte ich hier ein Obdach finden!“ seufzte sie; „mögte es mir vergönnt seyn, mich hier an irgend einen Unglücklichen zu ketten, der vor Neid und Verfolgung floh, wie ich vor der Liebe!“ —

Sie trat einige Schritte näher, bis unter eine alte Eiche, die eine Rasenbank beschattete. Höher hinauf am Stamme der Eiche schimmerte etwas im Strahl des Mondes. Es war eine weiße beschriebene Tafel, durch eine verguldete Schleife am Stamme der Eiche befestigt. Hannchen stieg auf die Rasenbank und las, mit Hülfe des Mondscheins folgende Zeilen in französischer Sprache:

La

La plainte est pour le fat, le bruit est pour
le sot,
L'honnête homme trompé s' éloigne & ne
dit mot. *)

„Ha!“ rief Hannchen, „hier wohnt ein Mensch, der sich mit der Welt überworfen hat, er wird seine Thür einer Unglücklichen nicht verschließen.“

Müthig klappte sie von der Bank herab, und gieng auf die Hausthür los. Möglich fuhr ein Kettenhund aus seinem Loche, und bellte wie ein Recensent. Hannchen erschrock und wagte sich nicht näher. Sie glich einem jungen bescheidenen Autor, dem der Recensent den Zutritt in den Tempel des Ruhms versagt, dessen Heiligthum er eben so wenig betritt, als der Kettenhund das Haus seines Herrn; beyde werden nur gefüttert um zu bellen, und sich gegen jeden Fremdling übel zu geberden.

M 4

Auf

*) Der Thor beklagt sich, der Narr lärmt, der betrogene Wiedermann flieht und schweigt.

Auf den Lärm, den der Wollenbeißer machte, sah Hannchen wie das Licht im Hause sich vor den Fenstern vorüber bewegte, sie hörte bald darauf einen Kiegel wegschieben, die Hausthür öffnete sich, eine Mannsperson trat heraus, sagte Kusch Jagel! zu dem Hunde, und als dieser sein Litteraturzeitungsgeschrey in ein sanfteres Brummen verwandelte, wendete sich der Waldbewohner nach der Gegend, wo Hannchens weiße Gestalt ihm in die Augen schimmerte, und rief: wer da! — Hannchen erzählte in wenig Worten, sie habe sich verirrt und hat um ein Nachtlager.

Der Fremde antwortete nicht eine Sylbe. Er gieng hinein und schloß das Haus wieder zu. Das arme Mädgen wußte nicht was das bedeuten sollte. Der Hund sieng wieder an zu toben wie vorher, das Licht erschien wieder auf seinem alten Plage, und, außer dem Wollenbeißer, schien sich niemand um ihr Daseyn zu bekümmern.

Nach

Nach einigen ängstlich zugebrachten Minuten, bewegte sich das Licht aufs neue, der Kiegel wurde weggeschoben, die Hausthür knarrte, der nemliche Mann trat heraus, sagte: Kusch Jagel! zu dem Hunde, und zu Hannchen das einzige Wort: herein! — Hannchen folgte. Sie sah nun beym Schein der Lampe, daß sie einen ältlichen Mann vor sich hatte, in einer blauen Jacke, mit rund geschnittenem Haar. Er schien die Neugierde nicht zu theilen, mit welcher sie ihn betrachtete, denn er warf kaum einen Blick auf sie, sondern führte sie rechter Hand in ein kleines Zimmer, welches an das Vorhaus stieß. „Hier ist ein Bett,“ sagte er, setzte die Lampe auf den Tisch und gieng hinaus.

Hannchen wußte nicht recht, was sie bey diesem zweydeutigen Empfange denken sollte. Sie sah im Zimmer umher, es herrschte eine Art von reinlicher Dürftigkeit darinn. Die Möbeln bestanden aus einem kleinen, weißüberzogenen Bett mit feinen Lacken, einem Sple-

M s

gel

gel in braunem Rahmen, zwey grün lackirten
Tischen und sechs Strohsüßeln. Der Boden
war mit weißem Sand und kleingehackten Lanz
nerzweigen besreut. Das Einzige, was einen
wohlhabenden Besizer zu verrathen schien, waren
vier köstliche Landschaften von Bouvermann, die
an den Wänden hiengen.

Als sie merkte, daß alles im Hause still war,
und sich niemand weiter um sie bekümmerte,
warf sie sich in ihren Kleidern auf das Bett, und
erschöpfte durch drey schlaflos zugebrachte Nächte,
durch körperliche Anstrengung und Seelenküm
mer, genoß sie eines ziemlich ruhigen Schlum
mers. Die Sonne stand schon ziemlich hoch,
als ein Geräusch sie erweckte. Es war der ein
syblige Mann von gestern. Er trat herein mit
einem Körbgen, aus welchem er schweigend eine
weiße Serviette zog, die er auf dem Tische aus
breitete. Dann besetzte er den Tisch mit Brod,
Butter, Käse, Honig, einer Schaal Milch
und einem Teller voll Erdbeeren. „Hier ist ein
„Früh-

„Frühstück,“ sagte er, und gieng wieder hin
aus.

Diese lakonische Einladung zwang Hannchen
zum Lächeln. Sie blieb wohl noch eine halbe
Stunde auf dem Bette liegen, und zerbrach sich
den Kopf über das seltsame Verragen ihres gast
freyen Wirths. Endlich stand sie auf und er
quickte sich an Milch und Früchten. Als sie bey
dieser Beschäftigung von ungesähr einen Blick
durch das Fenster warf, wurde sie noch einen an
dern Mann gewahr, von ungesähr, vierzig Jah
ren, in einem grauen Oberrocke, mit rundge
schnittenen Haar wie der Erste. Er saß auf der
Nasenbank unter der Eiche, und las in einem
Buche. Sein blaßes, hageres Gesicht trug
Spuren des Grams, seine Augen lagen tief und
wurden von starken Augenbraunen beschattet,
welches seinen Zügen einen düstern, etwas wil
den Anstrich gab.

Hannchen beobachtete ihn lange mit Auf
merksamkeit. Sie vermuthete in ihm den Herrn
des

des Hauses, und beschloß, so bald er seine Lecture geendigt haben würde, ihm in den Weg zu treten, ihm für seine gastfreye Aufnahme zu danken und sich ihm als Magd anzubieten. Aber der graue Mann schien seinen Platz nimmer verlassen zu wollen. Bisweilen legte er wohl das Buch weg, streichelte einen Hühnerhund, der neben ihm lag, oder schnitzelte an einer Haselstaude, wobey er sich in Gedanken verlor; aber zuletzt griff er immer wieder nach dem Buche, ob er gleich wenig zu lesen schien.

Gegen Mittag setzte sein Knecht (denn dafür hielt Hannchen den Mann in der blauen Jacke) einen Tisch unter den Eichbaum, und trug einige frugale Schüsseln auf, von welchen der graue Mann wenig aß. Gleich darauf brachte der Knecht die nehmlichen Schüsseln zu Hannchen, sagte, hier ist ein Mittagseßbrod, und gieng wieder fort. — „Neugierig“ dachte Hannchen, „sind diese Menschen nicht. Es scheint ihnen sehr gleichgültig zu seyn, wer
ich

ich bin? aber ich wünschte wohl zu wissen, wer der ist, dem ich diese Zuflucht verdanke.“

Als nun der Knecht zurückkam, den Tisch abzuräumen, da erlaubte sie sich die erste Frage: „wo bin ich? — Bey ehrlichen Leuten, versetzte der Mensch und gieng seiner Wege. Hannchen errieth, daß die Sprache hier nur zur Nothdurft gebraucht werde, und nicht wie bey Hofe, ein Artikel des Luxus sey. So gern sie auch ihre weibliche Wißbegierde befriedigt hätte, so scheute sie sich doch durch Fragen lästig zu werden, und kämpfte den ganzen Tag mit sich selbst, ob sie hinausgehn und den grauen Mann anreden sollte? Mehr als einmal hatte sie schon die Thür in der Hand, aber als sie endlich Muth faßte, ihr Vorhaben auszuführen, wurde sie gewahr, daß der Fremde so eben seinen Platz verlassen hatte, und sich hinter den Bäumen verlor.

Der Abend brach herein. Der Mann mit der blauen Jacke brachte eine Lampe, und sagte:
hier

hier ist Licht. Bald nachher deckte er schweigend den Tisch, und, nachdem er ihn mit Speisen besetzt hatte, war sein letztes Wort: hier ist ein Abendbrod. Damit schloß sich die Conversation des heutigen Tages. Hannchen blieb allein, sah und hörte weiter nichts, und schlief so gut sie konnte bis zum andern Morgen.

Als man ihr abermals ein Frühstück aufsetzt, und sie einige Bissen davon verzehrt hatte, sagte der einsylbige blaue Mann: „jetzt kann sie gehn. Linker Hand führt der Weg aus dem Walde.“ — „Ach mein Freund!“ versetzte Hannchen, „braucht sein Herr keine Magd?“ — Der blaue Mann sah ihr zum erstenmale ins Gesicht, antwortete aber nicht eine Sylbe, sondern gieng hinaus zu seinem Herrn, der wieder unter dem Eichbaum saß. Nach einigen Minuten kam er zurück, und sagte: „Nein! linker Hand führt der Weg aus dem Walde.“

„Ich werde gleich gehn,“ seufzte Hannchen, „aber darf ich denn nicht wenigstens mich
„bey

„bey seinem Herrn bedanken?“ — Mein! war die fast unfreundliche Antwort, mit welcher der Knecht sie verließ. Schwermüchtig trat sie an's Fenster, wollte jeden Augenblick sich zu ihrer Abreise anschicken, und zögerte immer. „Wo werde ich einen Zufluchtsort finden so eigner, geschaffen für meinen Trübßinn? Das Gewühl in Städten, die prunkenden Häuser, die plauderhaften Menschen — und hier — die öde Wildniß, die däßern Tannen, das heimliche Schweigen — O! er muß mich behalten, der Sonderling dort unter der Eiche.“ — Plötzlich flüßerte ein richtiges Gefühl ihr zu: man müsse, um bey sonderbaren Menschen zu seinem Zwecke zu gelangen, selbst sonderbar handeln. Sie hatte Tages vorher, ungefähr um die nämliche Stunde, bemerkt, wie der Knecht aus einem Nebengebäude einige Zuber holte, damit an den Brunnen gieng, und sie rein wusch. Dann versügte er sich in einen kleinen Zwinger, wo ein paar Kühe standen, die er milchte, und die Milch ins Haus trug.

Auf diese Beobachtung baute Hannchen ihren Plan. Rasch schürzte sie den Rock ein wenig auf, gieng ohne Verlegenheit hinaus, warf mit Fleiß keinen Blick auf den grauen Mann unter dem Eichbaume, begab sich dreist in das Nebengebäude, holte die Zuber und wusch sie am Brunnen rein. Dann eilte sie nach dem Zwinger, milchte die Kühe, und wollte die Milch ins Haus tragen. Alles das that sie mit einer Art, als ob sie in ihrem Leben nichts anders verrichtet hätte.

Der graue Mann ließ sein Buch auf die Kniee sinken, und sah ihr befremdet zu. Als sie mit der Milch aus dem Zwinger kam, und an ihm vorüber gehen mußte, sagte er: „was soll das heißen?“

„Gnädiger Herr —“ Ich bin kein gnädiger Herr! — „Aber doch ein Mensch!“ — Leider! — „ich bin unglücklich“ — Wer ist es denn nicht? — „Ich wünsche Ihnen als Magd zu dienen“ —

Ich

Ich brauche keine Magd. — „Wenn Sie, meiner nicht bedürfen — ach guter Herr! — so bedarf ich Ihrer!“

Der graue Mann schwieg einige Augenblicke. Peter! rief er dann dem Knechte zu, das Mädgen kann bleiben. — Nach diesen Worten sah er wieder in sein Buch und bekümmerte sich nicht weiter um sie.

Neunzehntes Kapitel.

Das Aufthauen.

Ein altes lateinisches Sprüchwort behauptet: es sey nicht immer einerley, wenn zwey Menschen einerley thäten, und diese Behauptung blieb in einem westphälischen Walde eben so wahr, als in Rom. Wen die Natur mit Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie ausgerüstet, der unternimmt kühn, was ein altes Müttergen mit einer Karabossengefalt nicht wagen darf. Wäre Hannchen nicht ein reizendes Mäd-

4. Bd.

N

gen

gen gewesen, hätte ihre weiße Hand nicht die Milch beschämt, und ihr schlanker Wuchs die Pappeln im Zwinger; wer weiß ob der graue Mann ihre unerbettene Dienstfertigkeit nicht sehr zubringlich gefunden haben würde. Aber es war nicht möglich dem lieben Mädgen in das große freundliche Auge zu schauen, ohne mindestens einem leisen Gefühl von Wohlbehagen Raum zu geben, hätte man gleich auf einem Bett von Dornen gelegen. Es gieng einem mit ihr, wie jenem mit der Abendröthe, von dem Moritz irgendwo in seinem Magazin der Erfahrungsseelenkunde erzählt: ein Schwermüthiger spazierte an einem schönen Sommerabend auf dem Walle hin und her, anfänglich das Gesicht gegen Osten gekehrt, wo der Himmel schon finster war. Nagender Kummer und Lebensüberdruß füllten seine Seele. Jetzt kehrte er plötzlich um, — siehe da glänzte ein freundliches Abendroth in Westen. Hoffnung, Liebe, Vertrauen, erwachten in seinem Herzen.

Der graue Mann wollte Hannchens Dank nicht hören. Es sagte: schon gut! und winkte ihr mit der Hand, zu gehen. Eine bloße Pflicht der Menschlichkeit, vermeynte er, frey von allen Nebenabsichten erfüllt zu haben. „Sie ist unglücklich,“ dachte er, „und bildet sich ein, man könne auf der Welt glücklich seyn. „Wohl ihr, so lange sie noch so träumt! — „Aber was mag ihr widerfahren seyn? — „gleichviel! was geht es mich an?“ — Er wollte weiter lesen, und merkte bald, daß er nicht recht wußte, was er las. „Ich bin zerstreut,“ murmelte er zwischen den Zähnen, steckte das Buch in die Tasche, und gieng, wie seine Gewohnheit war tiefer in den Wald.

Hannchen trat unterdessen flink ihr neues Amt an. Sie bemächtigte sich der Küche, brachte alles Geräth in eine gewisse Ordnung, putzte und scheuerte was nicht blank genug war, schwinke die Töpfe, setzte Wasser an's Feuer, und stellte sich dann zu einem Korbe mit türki-

sehen Bohnen, die sie zwischen ihren niedlichen Fingern fein schabte! alles ohne ein Wort zu sagen, denn sie hatte bereits begriffen, daß man sich in diesem Hause am besten durch Schweigen empfehlen könne, und sie wollte dem grauen Manne zeigen, daß er, um des angeblühen Mangels dieser Tugend willen, nicht nöthig gehabt hätte, die Weiber aus seiner Wildniß zu verbannen.

Peter stand und sah ihr zu. Er sprach zwar auch kein Wort, aber er lächelte freundlich, und ließ zuweilen mit halbem Kopfnicken ein halbes hm! hm! ertönen. So gern auch Hannchen gewußt hätte, wo? und bey wem sie sey? so meynte sie doch; ihre einßlbigen Wirthe hätten wohl ein größeres Recht, ihr neugierige Fragen vorzulegen, und da man sie gänzlich in Ruhe ließ, so hielt sie für billig, eine gleiche Delicatesse zu beobachten.

Es vergieng daher ein ganzer Monat, ohne daß man Menschenstimmen in dieser Einöde hörte.

Jede

Jede Stunde des Tages hatte ihre angewiesene Beschäftigung, jede Beschäftigung ihre wohlhergebrachte Form. Guten Tag, gute Nacht, wurde durch Kopfnicken ausgedrückt, und höchstens durch ein einziges Wort die Gattung der Speiße bestimmt, die Hannchen etwa zurichten sollte. Nicht einmal um ihren Vornamen hatte man sie befragt; wollte man sie rufen, so hieß es: Mäddgen! — der graue Mann wurde Herr genannt, und der Knecht Peter.

Indessen gab Hannchen sich alle Mühe, durch kleine Gefälligkeiten die Gunst ihres neuen Herrn zu gewinnen. Es kam ihr sehr zu staten, daß die alte Ruhme zu Münster sie in den Geheimnissen der Kochkunst eingeweyht hatte. Aus den glücklichen Zeiten ihrer Jugend war ihr die Liebhaberey zum Gartenbau übrig geblieben, sie wußte Blumen und Früchte zu ziehen, und alles gedieh wie vormals unter ihrer Hand.

In einem Winkel des Kohlgartens suchte sie sich ein Stück gutes schwarzes Erdreich aus

N 3

um

um es in ein Blumenbeet zu verwandeln.“ „Peter,“ sagte sie, „nimme die Schaufel und grabe mir dieses Stück um.“ — Peter sah sie an, lachte, murmelte mit halbem Kopfschütteln ein halbes hm, hm! und grub das Stück um. Nicht lange so blühten Rosen und Hyacinthen hervor, die Ha'nchen jeden Abend sorgfältig begoß. Wenn sie nun duftreich in voller Blüte standen, so verfegte sie die Blumen in Töpfe, und grub die Töpfe neben der Nasenbank unter der Eiche in die Erde. Begab sich dann der graue Mann des Morgens nach seinem gewöhnlichen Ruheplatz, so schien es, als ob während der Nacht Rosen und Hyacinthen zu seinen Füßen aufgeschossen wären.

Als er diese feine Galanterie zum erstenmale erblickte, stand er lange unbeweglich davor. Peter brachte das Frühstück, sein Herr sah ihn an, und zeigte mit dem Finger auf die Rosen. Peter verstand ihn, und antwortete: das Mä'dgen.

Das Mä'dgen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich, und es entwich ihm ein sanftes Lächeln, das jedoch mit einem Tropfen Bitterkeit vermischt, um seine Lippe schwamm. Er zog ein Goldstück aus der Tasche, gab es Peter, und sagte: dem Mä'dgen. — Peter brachte ihr das Goldstück mit den Worten: vom Herrn.

„Wofür?“ — Für die Blumen. — „Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so bin ich belohnt. Zuneigung kann man nicht durch Gold erkaufen.“

Peter sah sie ein wenig erstaunt an, und klopfte sie zum erstenmale in seinem Leben auf die Schulter. Er brachte das Goldstück zurück, legte es auf den Tisch, und sagte: sie will nicht. — „Warum nicht?“ —

Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so ist sie belohnt; Zuneigung läßt sich nicht durch Gold erkaufen. — „Sagt sie so?“ —

Ja.

Abermals ein Lächeln um die Lippe des grauen Mannes, der Tropfen Bitterkeit war fast verdunstet. — So benutzte Hannchen jede kleine Gelegenheit, die sich ihr darbot, die Stirn des Sonderlings zu entfalten. Er war nicht undankbar, er fühlte es, ob er gleich noch lange schwieg. Wenn sie des Morgens an ihm vorübergieng, um die Käse zu milchen, konnte er sich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, und ihr nachzusehn. Dieser verstoßne Genuß war, ohne daß er es sich selbst gestand, ihm bereits so nothwendig geworden, daß, wenn sie einmal zufälligerweise etwas länger als gewöhnlich ausblieb, sein Auge wohl zehnmal in einer Minute vom Buche nach der Hausthür schweifste, um ihre liebe Gestalt aufzusuchen. Das war es aber auch alles. Einformig verstrich ein Vierteljahr. Hannchen konnte sich nicht verheelen, daß ihre Weiblichkeit ein wenig getränkt sey, weil sie durch all ihr Dichten und Trachten es nicht einmal dahin bringen konnte, daß der graue Mann sie auch nur um ihren Namen ge-
fragt

fragt hätte. Endlich hatte sie einen Einfall, dessen Ausführung sie anfangs schwer dünkte, ihr aber wider Verhoffen gelang.

„Wer hat die Tafel gemacht, die an der Eiche hängt?“ fragte sie eines Tages den stummen Peter. Ich war die Antwort. — „Und wer hat die Schrift darauf gemahlt?“ — Ich. — „Bist du ein Masler?“ — war es in meiner Jugend. —

„Das freut mich. Mach mir auch eine solche Tafel.“ — Peter sah sie an und lachte. „Willst du?“ — ja. — „Du mußt aber dem Herrn nichts davon sagen.“ — Mein. — „Ich will ihm eine heimliche Freude machen.“ — Peter lachte wieder, murmelte hm! hm! und machte die Tafel. Als sie fertig war, gab ihm Hannchen auch einen Vers darauf zu schreiben. Peter arbeitete con amore und übertraf sich selbst. Der freundliche Dank mit welchem Hannchen seine Arbeit bezahlte, machte ihm mehr Freude, als dem berühmten Casanova ein Geschenk der Semiramis des Norden.

So viel auf einmal hatte der graue Mann in vielen Jahren nicht gesprochen. Er erstaunte selbst darüber, und versank in tiefes Nachdenken, daß er sogar seinen Morgen Spaziergang drüber vergaß. Was er eigentlich dachte? — lieber Leser, das hat er nicht einmal dem Eichbaum vertraut, und vielleicht wußte er es selbst nicht. Indessen änderte diese Erklärung weiter nichts in der Lebensweise des Einsiedlers und seiner Hausgenossen. Alles gieng nach wie vor seinen alten Gang, und außer der neuen Tafel am Stamme der Eiche, blieb jedes Ding an seinem alten Plage.

Doch nun entlaubte der Winter die Bäume des Waldes, bedeckte Hannchens Blumengarten mit Schnee, und hielt den grauen Mann in seinem Zimmer gefangen. Der Mangel an Bewegung war vielleicht Schuld, daß heimlicher Gram und ewiges Brüten über verschlossenem Kummer, seinem Körper um diese Jahreszeit nachtheiliger wurden als sonst. Er fiel in eine schwere Krankheit.

Es ist eine schöne Bestimmung der Weiber, unsere süßesten Freuden zu schaffen; aber es ist eine schönere noch, uns in trüben Stunden zu erquicken. Hannchen wich nicht von seinem Lager. Die Kräuterkunde, vormals ein Spielwerk ihrer Jugend, kam ihr jetzt trefflich zu statten. Des Morgens bereitete sie ihm ausfließenden Kräutertrank aus Graswurzel und Löwenzahn, drückte den Saft aus Barberigen und mischte ihn unter sein Getränk; des Mittags kochte sie ihm leichte Fruchtsuppen; des Abends holte sie ein Buch aus seiner kleinen, aber gewählten Bibliothek, und las ihm vor bis er einschlummerte, dann warf sie sich unausgekleidet auf einen Sofa im Nebenzimmer, und wenn der Kranke sich nur rührte, war sie munter bey der Hand.

Durch ihre unermüdete Sorgfalt wurde er nach einigen Wochen wieder hergestellt. Zwar schien er noch immer, wie vor seiner Krankheit, tiefsinnig, verschlossen; aber sein Blick war nicht mehr

mehr so düster, so menschenfeindlich als vorher. Zwar schwieg er noch immer, aber das Schweigen wurde ihm sauer.

„Geh auf Hannchens Zimmer,“ sagte er eines Morgens zu Peter, „und lege diesen Beutel auf ihren Tisch.“ — Peter that, was ihm befohlen war. Hannchen fand den Beutel und errieth den Geber leicht.

„Geh auf des Herrn Zimmer,“ sagte sie zu Peter, „und lege diesen Beutel auf seinen Tisch.“ — Peter gehorchte, und so wurde der Beutel noch dreyimal hin und hergeschickt, ohne daß weiter eine Erklärung deshalb vorgefallen wäre. Der graue Mann mußte sich endlich entschließen, seinen Beutel wieder in die Tasche zu stecken. — Als er nun Abends am Fenster stand, mit dem Gesichte gegen die Scheiben gekehrt, und Hannchen hinter ihm im Zimmer aufräumte, fieng er, wieder seine Gewohnheit, an, eine Melodie zu pfeifen. Plötzlich brach er ab, und sagte ohne den Kopf nach ihr um-

umzudrehen, in hingeworfenem Tone: „du nimmst kein Geld?“ —

Nein! antwortete Hannchen. — Der graue Mann fuhr fort zu pfeifen, trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe, und sprach weiter kein Wort.

Aber am andern Mittag, als Peter den Tisch zu decken kam, sagte sein Herr: „leg zwey Couverte.“ — Peter horchte hoch auf, und blieb mitten in seiner Beschäftigung stehen, wie eine abgelaufene Uhr, bis ihm der graue Mann den ungewöhnlichen Befehl ernstlich wiederholte. Dann legte er schweigend zwey Couverte, und dachte bey sich selbst: es wird wohl ein Gast kommen. Aber der Gast kam nicht, und das Essen wurde aufgetragen.

Rufe Hannchen. — Hannchen erschien. — Setz dich zu mir und is. —

Hannchen fühlte das Zarte in diesem Besuchen. Sie setzte sich und wollte essen, aber es traten Thränen in ihr Auge, sie konnte nicht essen.

essen. Der graue Mann blickte verstohlen nach ihr herüber. War um weinst du? sagte er. Hannchen sprang auf, und lief hinaus.

Das Mädggen ist gut! murmelte der Einstodler; ein Lächeln schwamm um seine Lippen, und statt der vormaligen Bitterkeit war ein Tropfen Wehmuth in dem Lächeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Laube.

Als Gott das berühmte Wort aussprach: es werde Licht! da sandte er die Schönheit auf die Welt, und es ward Licht. — Wo ist ein Kerker so finster, ein Herz so bekümmert, daß nicht die Macht der Schönheit Licht und Trost in beyde brächte? —

Die Einstodeley des grauen Mannes verlorh nach und nach von ihrem düstern Ansehn. Eine Gruppe hoher Tannen, an der Ostseite des Hau-

ses,

ses, versperrte der freundlichen Morgen-sonne den Zugang. Das war ihm eben recht, denn er versteckte sich vor dem Sonnenschein, und wohnte in einem Zimmer gegen Mitternacht, welches kaum in den längsten Sommertagen einen Lichtstrahl aufsieng. Hannchen verjagte ihn aus diesem Zimmer, unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur. Peter mußte, auf ihr Geheiß, in einer Nacht die alten Tannen umhauen, und als der graue Mann erwachte, schien ihm die Sonne gerade ins Bett.

Erstaunt über diesen Besuch, klingelte er. Peter kam. Sein Herr zeigte mit dem Finger nach der Sonne. Peter lächelte schlau. „Die Tannen sind weg,“ sagte er sehr freundlich. — Wo sind sie geblieben? — „Ich habe sie umgehauen.“ — Wer hat dir das befohlen? — „Das Mädggen.“ Der graue Mann verstummte vor dieser Autorität, wie ein altgläubiger Franzose, dem man einen fremden Willen de par le roi ankündigt.

4. Bd.

D

Ein

Ein paar hundert Schritt vom Hause lag ein Hügel mit dichtem Buschwerk bewachsen. Als der Frühling begann, Blätter aus den Knospen hervorzulocken, da ließ Hannchen, durch den allzeit dienfertigen Peter, den Gipfel des Hügelns reinigen, und nur so viel Gebüsch darauf stehen, als nöthig war, eine Laube daraus zu flechten. Die Faulbaumblüte und der Hollunderstrauch nickten herab auf eine Rasenbank. Ein kleiner Schlangenspfad wurde abwärts gebahnt, der graue Mann zu einem Spaziergange eingeladen, und oben auf dem Hügel plötzlich durch eine freundliche Aussicht überrascht.

Er sagte nichts, aber als Hannchen sich einige Schritte entfernt hatte, um einen Strauß von Mayblumen zu pflücken, drehte er, mit einem fragenden Winke, den Kopf halb verstohlen nach Petern um. Peter nickte und zwinkerte mit den Augen. — Ein anderesmal kaufte Hannchen von einem Bauerjungen heimlich eine

Nach-

Nachtigall, ein Vogel, der sich sonst selten in diesen Theil des Waldes verirrt, wo nur Eulen wehklagten und Habichte krächzten. Sie hieng den lieblichen Sängers Abends unter das Fenster von ihres Herrn Schlafgemach. Der Vogel begann sein Minnelied bald klagend, bald schmetternd. Der graue Mann erwachte aus dem ersten Schlummer, horchte, wunderte und freute sich ob des seltenen Besuchs, ja es entschlüpfte ihm sogar der Wunsch: mögte es doch kein vorüberziehender Gast seyn! mögte er sich in meinem Garten ein Nest bauen.

Als er am andern Morgen das Fenster öffnete, wurde er gewahr, woher die Serenade gekommen war. Peter brachte das Frühstück, und schon hatte sein Herr den Finger aufgehoben, um wie gewöhnlich auf den Gegenstand zu deuten, dessen Daseyn ihn in Verwunderung setzte; aber er zog seinen Finger schnell zurück: die Frage ist unnöthig, dachte er, wer anders als das Mädchen —

D 2

Ge-

Gedankenvoll setzte er sich an den Theetisch, schenkte ein, und rührte lange mit dem Löffel in der Tasse, als ob er den vergessenen Zucker wirklich hineingethan hätte. — Hannchen! sagte er leise — Hannchen! wiederholte er bald darauf etwas lauter — Hannchen! rief er zum drittenmale mit einer Art von Festigkeit.

Hannchen hörte in der benachbarten Küche ihren Namen nennen, und trat schnell herein. „Haben Sie gerufen?“

Der graue Mann in sichtbarer Verlegenheit. Ich? — nein — geh nur mein Kind — geh nur! — Hannchen gieng und freute sich, denn es war zum erstenmale, daß er sie mein Kind genannt hatte. Gerade dieser süße Name war es, welchen zu erwerben, alle ihre Vermählungen abzweckten, und es gewann täglich mehr das Ansehen, als ob es ihr gelingen werde. Seit sie das Arztlohn so uneigennützig ausgeschlagen, speiste sie gewöhnlich mit ihrem Herrn an einem Tische.

Ohne

Ohne ihr Wissen sandte er einst den Knecht ins nächste Dorf, um eine Bauernwagd ihr zur Gehülfin zu mietben. Er litt nicht, daß sie irgend eine grobe Arbeit mehr verrichtete. Des Abends nahm sie Theil an seiner Lectüre, und auch hier wußte sie mit guter Art seine bisherigen Lieblingschriftsteller zu verdrängen. Zimmermanns Einsamkeit, Youngs Nachtgedanken und so weiter, mußten den Versuchen des Montaigne, und den Reisen des jungen Anachasis Platz machen; ja zuweilen ließ er sich auch wohl herab, den lustigen Streichen des Gilblas sein Ohr zu leihen. Kurz er gieng nach Jahresfrist eben so wenig dem grauen Manne von vormals, als ein entblätterter Rosenstock, den man im Frühjahr aus dem Keller holt, und an die Sonne stellt, sich nach vier Wochen mehr ähnlich sieht.

Er fühlte diese Verwandlung selbst, und sein Herz öffnete sich sanften Empfindungen. Wie lieb ihm Hannchen sey, und was am Ende aus diesem Umgange werden solle? darum hatte

D 5

er

er sich zwar noch nie befragt, aber es bedurfte nur eines Zufalls, ihn über die eigentliche Natur seiner Gefühle zu belehren.

Seit die Laube auf dem Gipfel des Hügels entstanden war, hatte er seinen vormaligen Lieblingsplatz, die Rasenbank unter der Eiche, sehr vernachlässigt. Er schlich oft und gern über die Wiese, und wand sich, durch den krummen Fußpfad, den Hügel hinauf, wo eine freye Aussicht ihm nicht mehr wie sonst lästig schien.

Als er sich eines Tages mit leisen Schritten der Laube näherte, glaubte er ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Er horchte — es kam ihm vor, als höre er jemand schluchzen. Er trat mit einer raschen Wendung in die Laube, und erblickte Hannchen in Thränen. Sie hatte eben an Wilhelm gedacht, ihm flossen diese Thränen der Liebe und Sehnsucht. Sie sprang auf und suchte ein Lächeln zu erzwingen. Aber der graue Mann faßte sie scharf ins Auge. Hannchen, sprach er, du weinst? Sie konnte nicht
gleich

gleich antworten. — Bist du noch unglücklich?

„Ach nein! ich bin so glücklich, als ich es „auf der Welt werden kann.“

Und doch Thränen? — „Sie flossen „der Vergangenheit.“

Vielleicht auch der Hoffnung einer bessern Zukunft?

„Ich hoffe nichts mehr, als die Fortdauer „Ihres Wohlwollens für mich.“ Eine lange Pause. Stotternd hub der graue Mann von neuem an: bist du verheyrathet?

„Nein.“ — Hast du einen Geliebten? — „Ich hatte einen!“ — Ist er tod? — „Da sey Gott für!“ — Untreu? — „gewiß nicht!“ — Wie konnte er auch! — und doch hast du der Hoffnung entsagt? — „Weil das Schick- „sal uns auf ewig trennte!“ —

Wie so? — „weil — verzeihen Sie —
 „ich kann das nicht so ausdrücken — aber ich
 „darf ihn nie wiedersehen! ich will nicht!“ —
 „Du willst nicht? —

„So lange Gott mir noch Gefühl für Ehre
 „und Tugend läßt!“ —

Ist das dein Ernst? — „Ich würde
 „mich hassen, wenn ich anders denken, ich
 „würde mich verachten, wenn ich anders han-
 „deln könnte.“ — Eine Pause. Der graue
 Mann ergriff Hannchen gerührt bey der Hand,
 zog sie nach sich auf die Nasenbank, und sagte
 mit sanfter Stimme: „gutes Kind, ich bitte
 „um dein Zutrauen, entdecke mir was dich
 „quält.“

„Wenn Sie es erfahren, so werden Sie
 „mich aus dieser Cindde verstoßen, die meine
 „letzte Freystatt ist.“

„Ich würde mit dir das Glück meines Le-
 „bens verstoßen,“ versetzte er rasch, und eine
 hohe Röthe stieg auf seine Wange, als schäme
 er

er sich des unwillkürlichen Geständnisses. „Ne-
 „de ohne Furcht,“ setzte er in einem ruhigen,
 bittenden Tone hinzu. „Vielleicht schien ich
 „dir bis jetzt unempfindlich? wir Holländer
 „stehn in dem Rufe, kalt zu seyn wie unsere Ne-
 „bel. Aber auch m e i n e Leiden waren größten-
 „theils Leiden des Herzens! Nede, und fürchte
 „nicht mißverstanden zu werden.“

Hannchen gab nach, und erzählte — frey-
 lich, aus einer sehr natürlichen Schaamhaftig-
 keit, nicht ihre, sondern eigentlich Wilhelm's
 Geschichte: wie er als ein armer Packträgers
 Sohn in ihr Haus gekommen; wie aus kindi-
 scher Zuneigung Liebe entsprungen; wie er, als
 Schulmeister, um ihre Hand geworben, und
 aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Wünsche
 Soldat geworden; wie edel er sich für seinen
 Freund aufgeopfert; wie tapfer er gefochten und
 durch seinen Muth schnell emporgestiegen. Sie
 gab vor, es sey ihr unmöglich, des Jünglings
 Fortschritte auf der Bahn des Ruhms durch eine
 D 5 unbe-

unbesonnene Heyrath zu hemmen. „Wir sind überein gekommen,“ sagte sie, „uns in Zukunft als Bruder und Schwester zu betrachten, und nichts auf der Welt ist fähig, mich von diesem Entschluß abwendig zu machen.“

Der graue Mann sah in dieser Erzählung noch nichts, was Hannchens Furcht, von ihm verstoßen zu werden, hätte rechtfertigen können. Er muthmaßte, es müsse noch ein anderes Geheimniß dahinter verborgen seyn, drang aber vergebens in das schüchterne Mädgen, ihm mehr zu entdecken. Seinem widerstrebendem Herzen zum Troß, machte er sogar einige Versuche, sie von ihrer falschen Delicateße zu überzeugen, bot ihr seinen Rath und Hülfe an, ein Bündniß zwischen ihr und Wilhelm zu knüpfen, aber alles umsonst! Sie beharrte standhaft, und bat ihn, wenn er sie schonen wolte, Wilhelms Namen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu nennen. Er mußte es versprechen, und versprach es nicht ungerne.

Beide

Beide gingen nun schweigend nebeneinander nach Hause; beyde waren und blieben in Gedanken verlohren, und das Abendbrod wurde unberührt vom Tische getragen. Der graue Mann legte sich zu Bett, aber er schlief nicht, er hörte die Nachtigall nicht unter seinem Fenster, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Verschmähte Liebe.

Der folgende Tag verfloß still. Hannchen hatte ihre gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, aber in der Seele des grauen Mannes schien etwas zu brüten.

„Laß uns spazieren gehen, liebes Hannchen,“ sagte er gegen Abend. Sie gingen schweigend nach dem Hügel, und saßen, wie gestern, auf der Nasenbank, ehe sie noch ein Wort gewechselt hatten. Es erfolgte eine lange Pause.

Hann-

Hannchen sah verlegen hinaus ins Freye, und kniete an den Blättern, die üppig herüberwuchsen. Ihr untrügliches Mädchengefühl ließ sie dunkel ahnden, welche Scene ihr bevorstehe. Der graue Mann hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, aus seinem Herzen schien sich etwas hervorzuarbeiten. „Hannchen!“ hub er endlich an, „denkst du noch wie gestern?“ — Ich werde nie anders denken. — „Du ent-“
 „sagst deinem Wilhelm?“

Hannchen mit einem Seufzer: ich habe ihm entsagt auf ewig!

Der graue Mann mit bebender Stimme, indem er mit seinem Stocke Figuren in den Sand mahlte: willst du mich heyrathen?

Hannchen erschrock. Eine so rasche Wendung hatte sie nicht vermuthet. Sie sah ihren Nachbar mit großen starren Augen an, in welchen sich eine Art von Scheu mahlte, eine Empfindung, die ihr bisher bey seinem Anblick fremd gewesen.

„Du

„Du schenktest mir gestern dein Zutrauen,“
 fuhr er sichtbar erleichtert fort, „und es ist billig, daß ich Gleiches mit Gleichem veracte.“
 „Hier hast du meine Geschichte in wenig Worten. — Ich bin ein Holländer und heiße van Schipper. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, der das Geld über alles liebte. Meine wenige Bildung verdanke ich dem Aufenthalt in fremden Ländern, und guten Büchern.“

„Als ich zurückkam, hatte ich das Un Glück, mich in ein hübsches Madgen zu verlieben. Ich wollte sie heyrathen und durfte nicht. Die Drohung mich zu enterben, war Del in die Flamme. Ich wollte sie entführen, ihr mein sogenanntes zeitliches Glück aufopfern — ehe es aber noch so weit kam, brachte ein deutscher Seck die Pest der Empfindeley in ihr Haus, und sie wurde mir untreu.“

„Jetzt vertauscht ich die Liebe zu Weibern gegen die Liebe zum Vaterlande. Ich war
 „Pa-

„Patriot und wurde verbannt. Ein gewisser
 „Bägel, den ich einst bey'm Baden vom Er-
 „trinken gerettet hatte, ward mein heftigster
 „Verfolger. Ich würde den nichtswürdigen
 „Menschen vergessen haben, wenn mich der Na-
 „me meines Kettenhundes nicht täglich an ihn
 „erinnerte. Man setzte einen Preis auf meine
 „Verhaftnehmung. Mein Vater war gestor-
 „ben. Ich wagte mich heimlich nach Amster-
 „dam, und lebte einige Wochen verborgen im
 „Hause meiner Mutter. Dort traf ich Anstal-
 „ten, meine Reichthümer aus dem Lande zu
 „schicken. Mit der größeren Hälfte war es mir
 „bereits gelungen, als ich erfuhr, daß meine
 „eigene Mutter mich verrathen hatte. Parthey-
 „sucht und Fanatismus spotten der Natur. —
 „Man war im Begriff mich aufzuheben, ich
 „floh, und vertraute die andere Hälfte meines
 „Vermögens meinem einzigen Bruder, der mich
 „daraus betrogen hat. — So zerriß das Schick-
 „sal die Bande der Liebe, Freundschaft und Na-
 „tur. Ich blieb allein in der Welt, und streckte
 „meine

„meine Arme vergebens in die Luft, um ein
 „gleich gestimmtes Wesen an mein Herz zu drü-
 „cken. Da zog ich mich zurück in diese Einöde,
 „von einem einzigen Menschen begleitet, dessen
 „Dummheit mir für seine Ehrlichkeit bürgt.“

„Was ich an zeitlichen Gütern gerettet ha-
 „be, ist noch immer weit mehr als ich brauche,
 „aber weniger als mein Herz bedarf. Seit ich
 „dich kenne, ist die Vergangenheit ein Traum
 „und die Zukunft lächelt wieder. Ich kann
 „nicht mehr leben ohne dich! — Mit acht und
 „dreißig Jahren und einer rauhen Gemüths-
 „art, darf ich freylich keinen Anspruch auf deine
 „Liebe machen; aber wenn es dir Ernst ist, dein
 „Leben in dieser stillen Einsamkeit zu beschließen,
 „warum nicht als meine Gattin? meine eng
 „verbundene Freundin? — Du hast den Glau-
 „ben an die Menschheit in meine Brust zurück-
 „geführt: willst du mir Glück und Ruhe schen-
 „ken, so sprich ein freundliches Ja!“ —

„Du schweigst? — du zitterst? — er-
 „rathe ich deine Gedanken? — man liebt
 „nur

„nur einmal! — Mein gutes Mädgen!
 „du irrst. Versuch' es nur einen Menschen
 „glücklich zu machen, und dein Geschöpf wird
 „dir lieb werden. — Wohlan! schlag ein in
 „die Hand eines ehrlichen Mannes! laß mich die
 „Stunde segnen, wo der Zufall dich in diesen
 „Wald führte! —“

Hannchen, zitternd und glühend, hörte keine Erzählung nur halb, und von der letzten Apostrophe gar nichts. Schon hundertmal hatte sie heimlich verwünscht, daß sie tagessvornicht aufrichtiger gewesen; daß sie ihm nicht lieber alles entdeckt, auf die Gefahr, noch einmal in die weite Welt gestoßen zu werden. Zwar gefiel ihr der graue Mann, aber es war nicht die rechte Gattung des Gefallens, die gleichsam ein Esauisches Linsengericht ist, wer es erhascht, läuft mit der ersten Liebe davon. Hätte sie aber auch wirklich für ihn gefühlt, was er nur für sie und sie nur für Wilhelm empfand, so war sie doch unfähig, ihm eine Unschuld

schuld zu heucheln, die nur in ihrer Seele wohnte. Sie öffnete den Mund um ein Bekenntniß abzulegen, die Zunge versagte ihr den Dienst, die Schaam verschloß ihre Lippen.

Der graue Mann sah ihr forschend ins Gesicht, er las Verwirrung und Bangigkeit, aber keinen Widerwillen; diese Beobachtung gab ihm Muth, und er wurde immer dringender. Stotternd bat endlich Hannchen um die Erlaubniß, ihm schriftlich antworten zu dürfen. Wann? rief er hastig. Morgen, sagte das arme Mädgen und floh. Er wollte ihr nach eilen — sie wandte sich: „um Gottes willen lassen Sie mich allein!“ — Er trat zurück. Sie verlorh sich im Walde, wo sie bis zur Abenddämmerung herum irrte, und mit sich selbst zu Rathe gieng, wie sie ihr Geständniß einkleiden solle. Die Liebe des grauen Mannes schmeichelte ihr, der Verlust derselben war unvermeidlich und schmerzhaft; aber auch seine Achtung einbüßen — der Gedanke unerträglich! —

„Doch es muß so seyn! lieber dulden was ich
 „selbst verschuldet! lieber in den Stand einer
 „verachteten Magd zurück sinken! als einen
 „Biedermann, meinen Wohlthäter täuschen.“

Mit diesem Resultat ihres Selbstgesprächs
 kam sie zurück in die Einsteideley. Sie ließ sich
 nicht in dem Zimmer des Herrn van Shipper se-
 hen, den sie mit großen Schritten auf und nie-
 der gehen hörte; sie besorgte in Eil die Küche,
 und verschloß sich dann in ihr Stübgen.

Peter deckte den Tisch und legte nur ein
 Couvert. Sein Herr deutete mit dem Finger
 darauf, und fragte: warum? — „Das
 „Mädgen will nicht essen.“ — Wo ist sie? —
 „Sie hat sich eingesperrt.“ — Was macht
 sie? — „Ich weiß nicht.“ — Wie sieht
 sie aus? — „Sie hat geweint.“ — Der
 graue Mann verdoppelte seine hastigen Schrit-
 te. Peter setzte die Schlüssel auf den Tisch,
 nahm, mit dem Teller unter dem Arm, seinen
 Platz hinter dem Stuhle, und räusperte sich
 ver-

verschiedenemale, um seinen Herrn auf das war-
 tende Abendbrod aufmerksam zu machen. Als
 er nach einer Viertelstunde sah, daß weder Räus-
 pern noch Husten helfen wollte, nahm er sich
 endlich die Freyheit zu sagen: „das Essen wird
 „falt.“ Aber auch diese Ermahnung mußte er
 dreyimal wiederholen, ehe ihm van Shipper auf-
 fahrend antwortete: ich will nicht essen! —
 Schon neun Jahre hatte Peter mit seinem Herrn
 in dieser Einöde gelebt, und noch nie war er von
 ihm angefahren worden. Was Wunder daß die
 erste Unfreundlichkeit einen heftigen Eindruck auf
 den dummen, gutherzigen Menschen machte.
 Er stieg an zu weinen. „Lieber Herr,“ sagte
 er schluchzend, was kann ich dafür daß Sie
 „nicht essen wollen?“ —

Van Shipper kam zu sich. „Geh,“ sagte
 er mit sanfter Stimme, indem er ihn auf die
 Achsel klopfte, „geh lieber Peter! zürne nicht
 „auf mich, ich bin krank. Peter trug seine
 sieben Sachen in die Küche, und auch ihm war
 der Appetit vergangen.

Der graue Mann trieb das Auf- und Niederwandeln noch ein paar Stunden so fort. Er wurde endlich so müde, daß ihm die Kniee zitterten, aber es war ihm unmöglich, sich zu setzen, oder auf das Bett zu legen. Er brannete vor Begierde zu wissen ob Hannchen schlafte? — Leise schlich er auf den Hof, von da er leicht einen Blick in ihre niedrigen Fenster werfen konnte. Es war Licht im Zimmer. Er näherte sich auf den Fußspitzen dem Fenster, und fand die Vorhänge halb geöffnet. Er sah Hannchen schreibend am Tische sitzen; sie legte oft die Feder nieder, um sich die Augen zu trocknen. Dieses Bild begleitete ihn zurück in sein Schlafzimmer, und war eben nicht fähig ihm eine ruhigere Nacht zu verschaffen.

Die Morgensonne fand Hannchen noch am Schreibtisch. Jetzt hatte sie vollendet, überlas was sie geschrieben, versiegelte es mit bebender Hand, und rief: Peter! — Der graue Mann fuhr zusammen, als er ihre Stimme hörte.

hörte. Lauschend hielt er den Athem an sich. Horch! jetzt öffnet Peter Hannchens Stubenthür — jetzt kommt er zurück — und mit jedem näher tönenden Fußtritt verdoppeln sich die Herzschläge des ängstlich Harrenden. Die Thür geht auf, er erblickt einen Brief in Peters Händen, und der letzte Tropfen Blut flieht von seiner Wange. Zitternd erbrach er das Siegel, es flirrte ihm vor den Augen.

Hannchen gieng, nachdem sie diesen Berg von ihrer Brust gewälzt, mit leichterem Herzen an ihre Küchengeschäfte. Sie ließ Feuer auf dem Herde machen, half der Magd grüne Erbsen aus den Schoten sammeln, und horchte dazwischen mit beklommener Brust, so oft sich etwas im Nebenzimmer regte.

Nach einer Stunde ungefähr öffnete sich die Thür. Van Shipper trat in die Küche mit Hannchens Brief in der Hand. Das glühende Mädgen wagte nicht aufzublicken; die Erbsen rollten zwischen ihren bebenden Fingern,

und Perlen rollten aus ihren Augen zwischen die Erbsen. — „Hannchen,“ sagte der graue Mann, „so vertilge ich das Andenken an dieses Bekenntniß.“ Er warf den Brief in's Feuer.

Hannchen schluchzte, Van Shipper gab der Magd einen Wink sich zu entfernen. „Sieh mich an liebes Mädgen,“ sagte er, und ergriff ihre zitternde Hand. Sie blickte mit nassen Augen schüchtern auf. — „Ich kenne nun jede Falte deines Herzens. Der Ausdruck ist unpassend, dein Herz hat keine Falten. Vergiß was du gelitten, vergieb dem Räuber deiner Unschuld, ich habe ihm vergeben. Was kümmerts mich, daß deine Tugend einst in Fallstricke fiel; du bist gerettet und dein Herz blieb unverdorben. Ich habe boshafte Weiber gekannt, denen Neid und Galle im Herzen kochte, die aber mit gerümpfter Nase auf eine arme gefallene Schwester blickten, weil sie das armselige Ding nicht mehr besaß, was

„sie allein mit dem Namen Tugend stempeln; Weiber, denen Verleumdung, Zangendreschen und Undankbarkeit, Rechte auf erledigte Sündenplätze in der Hölle gaben, die es aber Gott sehr übel nehmen würden, wenn er sie nicht auf Lehnstühle zu seiner Rechten setzte, weil sie ein Kleinod verwahrten, wornach niemand strebte. Beruhige dich, gutes Hannchen, der Brief ist verbrannt, und mit ihm jedes Andenken an die Vergangenheit vertilgt. Nie soll ein Wort, oder nur die entfernteste Anspielung dich wieder daran erinnern. Noch einmal biete ich dir Herz und Hand. — Du schweigst? — Darf ich Petern ins nächste Dorf zum Prediger senden?“ —

Ach! das arme Hannchen war in einer fürchterlichen Lage. Auf einer Seite ihr Wohlthäter, ein Biederermann voll der edelsten Liebe, der ihren Fehltritt großmüthig übersah, der ihr Ruhe und Ueberfluß anbot — auf der andern Wilhelm! — ja sie hatte ihm entsagt, aber

war es ihre Schuld, daß noch immer ein Funke der Hoffnung irgendwo glimmte, den sie nicht auszulöschen vermogte? Konnte sie in dieser Lage einem andern Manne ihre Hand reichen? — und wenn nun Wilhelm plötzlich erschien, treu und liebevoll wie immer, ach! würde sie dann nicht unaussprechlich elend seyn? und auch ihren biedern Gatten elend machen? — Nein! sie konnte das Wort nicht aussprechen, das sie auf ewig von Wilhelm trennen mußte. Es kostete ihr Millionen Thränen, und einen langen Kampf zwischen Liebe und Dankbarkeit, aber die Liebe siegte, und sie sprach ein unwiederrufliches Nein!

Der graue Mann war zu edel um weiter in sie zu dringen, kein Vorwurf entwischte seinen Lippen, er schwieg und verschloß seinen Kummer in sein Herz. An die Stelle seines vormaligen mürrischen Wesens, trat jetzt eine tiefe Schwermuth. Er sprach weniger als jemals, hörte nicht wenn man ihn anredete, irrte den ganzen Tag

Tag im Walde herum, und wälzte sich die Nächte schlaflos auf seinem Lager. Kaum nahm er so viel Nahrung zu sich, als er bedurfte sein Leben zu fristen. Hannchen sah, wie ein heimlicher Gram ihn verzehrte, seine Wangen wurde immer blässer, sein Auge immer hoier — ihr Herz blutete.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Wittwe.

Leiden der Seele haben das mit den Leiden des Körpers gemein, daß sie gleichgültig gegen des Leben machen. Der graue Mann fühlte selbst am besten, wie seine Kräfte täglich abnahmen, und sein Zustand ihn baldige Ruhe hoffen ließ. Noch eines lag ihm auf dem Herzen, und er eilte, sein letztes Geschäft mit der Welt abzu thun.

Eines Morgens verlor er sich, wie gewöhnlich, im Walde, kam aber nicht, wie ge-

wöhnlich, des Mittags zurück. Hannchen wurde unruhig; es ward Abend und er kam noch nicht; sie harrete die ganze Nacht — er blieb aus.

Peter heulte, und Hannchen wußte sich vor Angst nirgends zu lassen. Sie durchstrich den Wald im Umkreis von einer Stunde, rief und kreischte wohl tausendmal den Namen des grauen Mannes, aber immer vergebens! — Ganz erschöpft kehrte sie gegen Mittag zurück, sie hoffte, er werde sich unterdessen eingefunden haben, ihre Hoffnung täuschte sie abermals. Jetzt fühlte sie, daß der graue Mann ihr lieber war, als sie geglaubt hatte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe über ihre Undankbarkeit, Peters Gehent brachte sie zur Verzweiflung. Sie rannte gegen Abend noch einmal fort, durchkroch mit Weinen und Kreischen das finstreste Gebüsch, und zitterte jeden Augenblick, den entseelten Leichnam ihres Wohlthäters zu finden. — Sie fand ihn nicht! — Fast ohnmä-

mächtig warf sie sich unter einen Baum, rang die Hände, und überließ sich dem Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

„Was fehlt dir Hannchen?“ hörte sie plötzlich die wohlbekannte Stimme neben sich, sie blickte hastig auf, der graue Mann stand vor ihr. „Gott sey gelobt!“ rief sie mit gefalteten Händen, und ein Thränenstrom begleitete ihre Worte. Sie richtete sich auf ihre Kniee, und umklammerte seine Füße. „Gott sey gelobt! Sie leben!“

„Gutes Kind, hast du daran gezweifelt?“

„Ach! ich bin in Todesangst gewesen!“

„Das thut mir leid. Ich wußte nicht, daß du so warmen Antheil an meinem Leben nähmest. Ich danke dir dafür. Es ist ein herztürkender Tropfen in den Becher meiner Leiden! — Sey ruhig, steh auf, es wird Abend, laß uns heimgehn.“

Hann-

Hannchen stand auf und wankte an seinem Arme dahin. Gern hätte sie gefragt, warum er so heimlich fortgeschlichen? wo und wie er diese zwey Tage zugebracht? aber da er selbst kein Wort darüber fallen ließ, so wagte sie es nicht.

Peter kam seinem guten Herrn mit rothen, geschwollenen Augen entgegen, küßte ihm schluchzend die Hand, und sang des Abends in seiner Kammer mit heller Stimme: nun danket alle Gott!

Einige Tage nach dieser Begebenheit wurde der graue Mann krank. Er selbst wollte zwar nichts davon wissen, sondern behauptete immer fort, er befinde sich sehr wohl; aber woher die ungewöhnliche Purpurrothe auf seiner Wange? das brennende Auge, die dürre Lippe? woher der Mangel an Ekluft und Schlaf, der unwillkürliche Schauer, der ihm durch alle Glieder bebte? — Armer grauer Mann! du suchst umsonst es zu verheelen, daß ein heftiges Fieber in deinem Körper wüthet.

Das

Das bestürzte Hannchen wollte abermals ihm ihre Hülfse aufdringen, ihm, der mit Vergnügen sich am Ziele seines Dornenpfades sah. Jeden Morgen bereitete sie mit liebevoller Sorgfalt, und kindlicher Angst, die Arzneyen, die von Schipper zwar freundlich hinnahm, freundlich dafür dankte; aber sie dann auf den Tisch setzte und unangerührt stehen ließ. Vergebens bat der treuherzige Peter, ihn zum Arzt ins nächste Städtgen zu senden. „Ihr seyd wunderliche Kinder“ — eine Antwort, die er oft mit klappernden Zähnen gab — „ich bin ganz gesund.“ Dabey war er nie heiterer, nie gesprächiger gewesen als jetzt; er scherzte sogar zuweilen. Das gieng Hannchen durchs Herz. Bittere Klagen würden sie weniger gerührt haben, als die stille Sorgfalt mit der er alle seine Leiden zu verbergen strebte.

Er trieb das so lange, bis endlich die stärkere Natur seinen Willen unterwarf. Er sank aufs Bett. Die gewaltsame Anstrengung aller
sel-

seiner Kräfte ließ plötzlich nach, seine Krankheit schien in wenig Stunden so sehr verschlimmert, daß Hannchen für sein Leben zitterte. Sie stand vor seinem Bette, und hatte eine seiner brennenden Hände gefaßt; große Thränentropfen hingen an ihrer Augenwimper; sie zählte ängstlich die eilenden Pulsschläge; des Kranken kurzer Athem beklemmte auch ihr die Brust; Fieberhitze röthete seine Augen, Thränen die ihrigen.

Ihr dankbares Herz war tief erschüttert. Ohne recht zu wissen, was sie that, heftete sie plötzlich ihre Lippen auf seine heiße Hand. Er machte eine Bewegung es zu verhindern. „Was thust du?“ sprach er leise, „mach mir den Tod nicht schwer.“

„Mein Wohlthäter!“ rief Hannchen außer sich, „nein! Sie sollen nicht sterben! Ich wäre das undankbarste Geschöpf, wenn ich diesen Anblick ertragen könnte.“ — Sie kniete an seinem Bette — „mein Wohlthäter! sprach

sie

sie im höchsten Entusiasmus, „kann der Götter, danke Sie aufrichten, in Zukunft eine treue, zärtliche Gattin um sich zu sehn, so leben Sie! — ich bin die Ihrige! —“

Den Kranken erschütterten diese Worte. Er schwieg lange. — Endlich drückte er ihr sanft die Hand, und uneingedenk seiner körperlichen Schwäche, sprach er mit Lebhaftigkeit: „gutes Mädchen! ich begreife was in dir vorgeht. „Edle Gefühle pressen dir Worte aus, die dein Herz mißbilligt. Der Anblick meiner Leiden scheint dir ein Vorwurf, du willst deine eigene Ruhe opfern, um diesen Vorwurf von dir abzuwälzen. Aus einer solchen Stimmung sollte ich keinen Vortheil ziehen, auch würde ich es wahrlich nicht, wenn nicht mein Gefühl mir sagte, daß — daß du nichts dabey wagst. „Im Gegentheil bestimmt mich die Hoffnung, das Glück deiner Zukunft fester zu gründen, dein Mitleid nicht unfruchtbar bleiben zu lassen. — Ja ich will sterben als dein

„Götter

„Gemahl! — Steh auf, liebes Hännchen, und eile, wenn es dir Ernst ist, eile den nächsten Dorfsparrer hieher zu entbieten. Kann er gleich unsere Herzen nicht vereinigen, so soll er doch unsere Hände in einander legen. Du wirst meinen Namen tragen so lange, bis du ihn einst mit Zustimmung deines Herzens vertauschest. Und auch dann noch — nicht wahr, gutes Hännchen? — auch dann wirst du den Unglücklichen nie ganz vergessen, der es so ehrlich mit dir meynte —“

Hännchen konnte nicht reden. Sie wankte schluchzend hinaus, und sandte Petern ins nächste Dorf. Der Prediger kam gegen Mittag. Hännchen war mehr tod als lebendig. Der graue Mann schien auf einen Augenblick neue Kräfte zu gewinnen. Er richtete sich im Bette in die Höhe; die Hand der Braut beute, die seinige nicht; ihr Ja entschlüpfte kaum hörbar den Lippen, das seinige war fest und männlich. Der Priester sprach den Segen, die Neuver-

mäh-

mähste stürzte hinaus, und lag Stundenlang bewußtlos auf dem Boden ihres Zimmers.

Der Kranke hatte während dieser Zeit eine lange, geheime Unterredung mit dem Prediger. Als Hännchen sich ein wenig erholt, und ihre Thränen getrocknet hatte, trat sie in möglicher Fassung wieder in sein Zimmer und fand ihn schwächer als am Morgen. Mit geschäftiger Besorglichkeit kramte sie nun abermals alle ihre Arzeneien hervor. „Sie haben mir ein theures Recht auf Ihr Leben eingeräumt,“ sprach sie, „werden Sie auch jetzt noch die Hand zurückstoßen, die Ihnen zugehört, und so gern Hülfe leisten mögte?“

„Bewahre der Himmel!“ sagte der Kranke lächelnd, „am Hochzeitstage darf man der Braut nichts abschlagen. Lieb, liebes Weibgen, gib was dir gut dünkt, ich bin bereit, alles zu verschlucken.“

Er hielt Wort, und nahm willig einen Löffel voll nach dem andern, ob man es ihm gleich

wohl ansah, daß er es nur aus Gefälligkeit that, und keine Hülfe mehr erwartete. Gegen die Nacht wurde er zusehends schwächer. Hannchen und der Prediger saßen an seinem Bette. Der letztere sprach ihm Trost aus Religionsgründen zu, Hannchen hatte nur Thränen. Diese Thränen vergalt der Kranke durch einen dankbaren Händedruck. Dem Prediger antwortete er: „ich war immer ein ehrlicher Mann, Gott wird es wohl mit mir machen.“

Um Mitternacht wurde sein Athem immer kürzer — zuweilen blieb er ganz aus — in stummer Angst hieng seiner Gattin Blick an dem verzogenen Gesichte. — Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn — ihre bebende Hand wollte ihn trocknen — plötzlich ergriff er diese Hand mit einer Art von Zuckung, und legte sie auf seine Augen — er röchelte — ein Seufzer noch — er war nicht mehr! —

Hannchens Schmerz war Grenzenlos. Wäre Wilhelm in ihren Armen gestorben, sie hätte sich

sich nicht aufrichtiger betrüben können. Sielag in Krämpfen über dem Leichnam. Das Haus erkönte von Peters Geheul.

Doux noeuds de la reconnoissance!
C' est par vous que dès l' enfance
Le Coeur à jamais fut lié;
La voix du sang, de la nature,
N' est rien qu' un languissant murmure,
Près de la voix de l' amitié.*)

Vergebens sprach der gute Prediger ihr Trost zu. Sie hörte nicht was er sagte, bis er ihr den letzten Wunsch des Verstorbenen ankündigte, diese Einde sogleich zu verlassen, und in des Predigers Wohnung so lange zu verweilen, bis der erste Schmerz vorüber, und ihre Geschäfte geordnet seyn würden. Halb mit Gewalt mußte er sie von dem Leichnam wegreißen, in dumpfer Betäubung setzte sie sich zu ihm in den Wagen, und ließ sich führen wohin er wollte.

Q 2

Er

*) Süßes Band der Dankbarkeit! du fesselst schon Kinderherzen! was ist das leise Geflüster der Natur, gegen die männliche Stimme der Freundschaft!

Er übergab sie der Aufsicht seiner Frau, einer gutherzigen Matrone, und kehrte andern Tages zurück, um das Begräbniß zu veranstalten. Erst viele Wochen nachher bekam Hannchen wieder Sinn für das was sie anging, nicht einmal an Wilhelm hatte sie während dieser Zeit gedacht. Jetzt erfuhr sie, wozu van Shipper die zwey Tage seiner Abwesenheit benutzt hatte, in welchen sie so viele Angst um ihn ausgestanden. Er war in der nächsten Stadt bey einem Notarius gewesen, wo er seinen letzten Willen förmlich hatte niederschreiben lassen. Hannchen wurde durch denselben zur Erbin eines Vermögens von dreyßig tausend Ducaten ernannt, unter der einzigen Bedingung, den braven Peter bis an seinen Tod zu füttern, und ihm das Leben, nach seiner Art, angenehm zu machen.

Hannchen weinte helße Zähren. Dieser uneigennützigte Beweis hoffnungsloser Liebe, zu einer Zeit, wo sie noch nicht den Namen seiner Gattin trug, zermalmte ihr Herz aufs neue.

„Wo

„Wo ist Peter?“ fragte sie hastig. Peter erschien sogleich, denn auch er war, seit dem Begräbniß seines guten Herrn, immer im Hause des Predigers gewesen, und hatte sich nur verborgen halten müssen, um Hannchens Wunden durch seinen Anblick nicht wieder aufzureißen.

Hannchen reichte ihm schluchzend die Hand, die er schluchzend küßte. „Wir werden uns nie trennen, guter Peter!“ wimmerte sie, „ich will für dich sorgen wie für meinen Bruder.“

„Ach!“ sagte der ehrliche Kerl, „Sie sind brav — ich kenne Sie — aber mein guter Herr! — er wird mir doch nie aus den Gedanken danken kommen!“ —

Noch einige Monate verweilte Hannchen bey der Familie des wackern Predigers, und gern hätte sie ihre Wohnung für immer dort aufgeschlagen, aber sie sah wohl ein, daß sein Haus zu klein sey, sie länger zu beherbergen. Sie mußte daher auf einen andern Zufluchtsort denken. Der Krieg, der noch immer jene Ge-

genden verheerte, machte einen ländlichen Aufenthalt, besonders für ein Frauenzimmer, unsicher. Sie beschloß daher — nachdem sie des Predigers Freundschaft belohnt hatte, so viel sich dergleichen durch Geschenke belohnen läßt — mit ihrer Erbschaft in eine nahe Festung zu ziehen. Dort kaufte sie ein Haus, und lebte eingezogen, doch auf einem anständigen Fuße, unter dem Namen der Wittwe van Shipper.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Sturm.

Länger als ein Jahr hatte sie nun von Wilhelm gar keine Nachrichten einziehen können. Zwar hielt der graue Mann die Hamburger Zeitungen, und Hannchen ermangelte nicht, nach jeder gelieferten Schlacht, die Namen der Verwundenen und Gebliebenen ängstlich zu durchlaufen; glücklicherweise fand sich Wilhelms Name nie darunter; ihr Gebet schien ihn unverwundbar

gemacht zu haben. Aber auch unter denen, welche sich besonders hervorgethan, suchte sie diesen lieben Namen immer vergebens, und verwünschte oft heimlich seinen Ustern, der ihm vermuthlich keine Gelegenheit dargeboten, sich auszuzeichnen.

Jetzt, als eine junge, reiche, unabhängige Wittwe, fuhr es ihr täglich mehr als hundertmal durch den Sinn: „wo ist Wilhelm? — „liebt er mich noch? —“ Auf die letztere Frage antwortete ihr Herz immer richtig Ja, aber die erstere konnte ihr so leicht niemand beantworten, denn noch immer wüthete die Flamme des Krieges, und das Land ihres Aufenthalts war für Wilhelm ein feindliches Land.

Wenn sie nur irgend einen Vertrauten hätte, den sie schicken könnte — nicht etwa um alte, längst vergessene Verhältnisse wieder anzuspinnen — Gott bewahre! so etwas gesteht das Herz der Zunge nie — nein, nur um zu wissen, ob er lebt? die Schwester darf sich doch

ohne Scheu nach dem Leben des Bruders erkundigen? — und wer weiß wie es ihm geht? ob nicht Armuth ihn hindert emporzusteigen? — Sie ist noch tief in seiner Schuld. Er darbt sich einst den Bissen vom Munde, um ihr die Hälfte seiner Gage schicken zu können. Es waren freylich nur wenige Thaler, aber das Herz rechnet nicht nach Thalern, und kurz, es war die Hälfte! — muß sie nicht jetzt ihr Vermögen mit ihm theilen? — O gern! gern! wenn sie ihn nur zu finden wüßte! wenn sie nur einen klugen, treuen, verschwiegenen Menschen wüßte, den sie nach ihm aussenden könnte. — Da ist freylich Peter — er ist treu und verschwiegen, aber klug? — ja allenfals könnte man von ihm sagen: klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; die Schlangen sind aber nur in der Bibel klug. Indessen — was bedarfs denn auch für besonderer Klugheit, einen Menschen auszufragen, der so und so heißt? — Als reisender Kaufmann die Gegenden durchstreichen,

wo

wo die feindliche Armee steht; von einem Regiment zum andern den Namen eines Officers ausforschen, bis man endlich seinen Mann gefunden; ihm dann mit zwey Worten sagen: „Schwester Hannchen läßt grüßen, sie wohnt jetzt in A * * —“ das ist die ganze Kunst, und der mögte Peter wohl gewachsen seyn. — Freylich wird er oft eine Meile laufen, wo ein anderer kaum zehn Schritte thäte; er wird den Namen der Wittve van Schipper oft dem Spöteln der jungen Fähndrichs und Lieutenants aufsetzen; aber was ist's nun mehr? wer kennt die Wittve van Schipper? wer weiß um ihre Verhältnisse mit Wilhelm? — Es sey gewagt! — Peter erhält ein paar hundert Ducaten Reisegeld, muß seine Lektion auswendig lernen, und begiebt sich mit der Versicherung auf den Weg: „er wolle den jungen Herrn wohl finden, und wenn er ihn auch bis zu den Moscowitern nachlaufen sollte.“

Schon seit zwey Monaten ist er abgereist, Hannchen zählt die Minuten bis zu seiner Zurück-

rückkunft; sie zieht sich während seiner Abwesenheit noch mehr von der Welt zurück, und lebt allein für die frohe Hoffnung, ihren Wilhelm gesund und treu wieder zu finden. — Gesund? — das mag hingehn — aber warum auch treu? — hatte sie ihm nicht entsagt? — und wenn er nun vielleicht während ihrer Trennung, ein schönes, gutes, reiches Mädchen gefunden, sein Schicksal an das ihrige gekettet hatte; mußte Hannchen es ihm nicht Dank wissen, daß er der Schwäche ihres Herzens zu Hülfe gekommen? daß er sie auf immer vor einem Rückfall sicher gestellt hatte? — Sie glaubte vormals seiner unwerth zu seyn, hatte sich denn nun in ihrer Lage etwas geändert? — der Reichthum konnte ihr doch den verlohrnen Ruf nicht wieder geben.

Nun ja! ja! sie verstand ja auch nur unter dem Worte treu die brüderliche Treue; auf diese Anspruch zu machen, blieb ihr doch wohl vergönnt?

Ge.

Genug! wir wollen über ihre Empfindungen nicht mit ihr rechten, sondern kühn voraussetzen, daß keine Leserin den ersten Stein auf sie werfen würde.

Schon zwey Monate hatte sie vergebens geharrt. Der Kriegsschauplatz rückte immer näher, und bald mußte sie fürs erste der Hoffnung ganz entsagen, ihren Voten heimkehren zu sehen; denn die Festung A** wurde plötzlich berannt, und gleich darauf förmlich belagert; folglich durfte kein lebendiges Wesen weder zum Thore hinausgehn, noch hereinkommen. Spione mochten sich allensfalls durchschleichen, aber zum Spion war der ehrliche Peter verdorben.

Die Bürger der Stadt A** bezeugten wenig Lust, ihre Häuser von feindlichen Bomben durchwühlen zu lassen; sie überreichten dem Kommandanten eine Vorstelllung nach der andern, mit der Bitte, die Festung zu übergeben. Aber der wackere General kannte seine Pflicht, und als er des Ueberlaufens endlich müde wurde,

schwur

schwur er, den Ersten, der noch einmal von Uebergabe sprechen würde, auf dem Walle an einen Baum knüpfen zu lassen. Diese Drohung wirkte, die Bürger verstummten und ertrugen Mangel und Angst mit heimlichen Murren.

Die Werke der Belagerer rückten immer näher. Was die Belagerten mühsam in einer Woche zerstörten, wuchs oft in einer Nacht wieder in die Höhe. Man fieng an, den Donner des Geschüßes eben so gewohnt zu werden, als das Glockengeläute am Sonntage. Noch hatte der Feind den Festungswerken wenig Schaden zugesügt; noch war eben keine Hungersnoth zu befürchten; indessen ließ er mehr als einmal die Besatzung auffordern. Ein Officier, der einst in ähnlicher Absicht, von einem Trompeter begleitet, an das Thor kam, wurde mit verbundenen Augen zum Commandanten geführt.

Hannchen wohnte gerade in einer Straße, wo er vorbeymüßte, sie hörte einen Aufschrei, sie trat an's Fenster — ha! unter Tausenden hätte

hätte sie Wilhelmen erkannt! — Zwar bedeckte das weiße Tuch ihm die Augen und einen Theil der Nase, aber sein Mund, Haar, Gang, Wuchs — er war es! o sie hätte ihn unter Tausenden erkannt! — Sie schrie laut auf, und streckte beyde Arme zum Fenster heraus. Glücklicherweise verschlang das Volksgetümmel ihr Gekreisch, und, da aller Augen nur auf den Fremden geheftet waren, so blieb auch ihre sonderbare Bewegung unbemerkt.

Mit bangem Herzklopfen erwartete sie seine Zurückkunft, um sich ganz zu überzeugen. Eine halbe Stunde kroch vorüber; Hannchen gieng mit schnellen Schritten auf und nieder, und immer zog eine magische Gewalt sie wieder an's Fenster. Endlich kam er. — O ja er war es! schon von ferne war sie dessen gewiß! — Da führen die Unmenschen ihn vorüber — er ist ihr so nahe — jede Muskel bebt ihm entgegen — ach: sie darf ihn nicht rufen — ach! sie kann ihn nicht zurückhalten — er verschwindet aus ihren

Ihren Augen, und sie sinkt betäubt auf den Sofa.

Als sie ihre Bestimmung wieder fand, erinnerte sie sich, ein Kreuz in seinem Knopflocherblick zu haben. „Edler Wilhelm!“ rief sie, „du hast dich brav gehalten! pfuy der lügenhaften Zeitungen, die mir deine Thaten ver schwiegen!“ — Dieß Kreuz schmeichelte Hannchens Eitelkeit nicht wenig; ein liebendes Weib glaubt sich immer selbst in dem Geliebten geehrt. Ihre Sehnsucht, den tapfern Bruder in ihre Arme zu schließen, verdoppelte sich; täglich flogen ihre Gedanken mit den Schwalben über Gräben und Wälle, und — wir müssen bekennen, daß sie, seit dieser Erscheinung eine untreue Staatsbürgerin wurde; denn hätte es in ihrer Macht gestanden, so würde die Festung auf Gnade oder Ungnade übergeben worden seyn.

Sie konnte ihre Freude nicht unterdrücken, so oft sie hörte, daß eine neue Batterie zu spielen anfange, und daß der Ort von allen Seiten immer

immer enger und enger eingeschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten werde. Als der Kommandant für nöthig fand, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die Brodportionen einzuschränken, und darüber ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern entstand, blieb Hannchen allein ruhig und unbekümmert, denn sie hielt das für ein Zeichen der nahen Uebergabe, und hätte bis dahin gern täglich von einer Unze gelebt. So sind auch die besten Menschen! Die Leidenschaft für das Vaterland ausgenommen, macht jede andere Leidenschaft uns zu Egoisten, und erstickt den Sinn für das Wohl des Ganzen.

Doch die Erfüllung ihrer Hoffnung war noch nicht so nahe als sie glaubte. Mit dem zunehmenden Mangel nahm auch der hartnäckige Muth des Kommandanten zu, und er gab auf die letzte Auffoderung, bey welcher man mit Sturm drohte, die stolze Antwort: daß er sich unter den Trümmern seiner Festung begraben werde.

werde. Die Feinde machten nun wirklich Anstalten zum Sturm, und die Belagerten blieben Tag und Nacht auf den Wällen, zur tapfersten Gegenwehr bereit.

Es war in einer regnigten Septembernacht, als der Donner des Geschützes die Bürger aus dem ersten Schlummer weckte. Der Feind machte plötzlich seine Drohung wahr, und stürmte mit gräßlichem Geschrey die Wälle. Das Seheul auf den Straßen, das Wimmern der Weiber, das Kreischen der Kinder, der Donner der Kanonen, das Brüllen der Streitenden in der Ferne, die Bomben in der Luft, welche das fürchterliche Schauspiel gräßlich erleuchteten — Alles das konnte auch den festesten Muth erschüttern. Doch kaum blieb Hannchen der Sinn für ihre eigene Gefahr; sie sah nur Wilhelm mit Blut besprützt, sie lag auf den Knien und betete für Wilhelm!

Mehrere Stunden blieb der Sieg zweifelhaft, bis der Tag anbrach, und mit ihm das
Ge.

Geschrey durch alle Gassen tönte: der Feind ist in der Stadt! — Was fliehen konnte, floh; man verbarg sich in Kirchen und Klöstern; man versteckte sich in Kellern und auf Böden — Wie ein brausender Waldstrom wälzte sich der Haufe der feindlichen Soldaten durch die Straßen; überall waren die Thüren verriegelt, überall wurden sie mit Gewalt erbrochen; jedes Kaufmannsgewölbe, jedes ansehnliche Haus geplündert; die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter gerissen und auf Piken geschleudert; keusche Gattinnen, züchtige Dirnen, in Gegenwart ihrer Männer und Väter geschändet. Vergebens suchten die Officiere diesen Greueln zu steuern, das Band der Subordination war zerrissen, ihre Stimme verhallte in dem fürchterlichen Wirrwarr.

Auch in Hannchens Wohnung drang eine wütende Bande. Sie lag betend auf ihren Knien. Die gierigen Räuber fielen zuerst über ihr Silberzeug her, erbrachen und plünderten ihre Schränke. Aber plötzlich erwachten, beim

Ablick der schönen Wetenden, rasende Begierden in ihrer Brust. Sie stürzten sich auf die Beute mit viehischer Wuth — das arme Schlachtopfer rang ohnmächtig mit seinen Helfern — ach! es war um sie geschehen! hätte nicht ihr gellendes Gekreisch einen menschenfreundlichen Retter herbey gelockt. Ein junger Officier trat herein, ergriff rasch den brutalsten der Bösewichter bey den Haaren, und drohte, ihn mit seinem entblühten Degen zu durchbohren. Der feste Ton mit dem er sprach, und die Degenspitze auf der Brust, machten den Wollüstling nüchtern; einer nach dem andern schlich mit dem geraubten Silber davon, und die Gerettete blieb allein mit ihrem Retter.

Sie erwachte aus einer ohnmächtigen Betäubung. Schüchtern blickte sie zu ihrem Befreyer empor, und hoffte ihren Wilhelm in ihm zu erkennen. Er war es nicht. Ein junger Mann von edlem Ansehn stand vor ihr, und dankte freudig dem Glück, das ihn zum Werkzeug ihrer Rettung erkohren habe.

Noch

Noch waren ihre Sinne umschleyert, sie konnte nur halbe Worte stammeln. Mit dankbaren Thränen in den Augen, zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, den sie dem großmüthigen Fremdling anbot, und den er bescheiden ausschlug. „Wollen Sie,“ sagte er, „meiner Handlung auch das kleine Verdienst noch rauben, welches sie bereits mit dem Zufall theilen muß!“ — Er blieb zu ihrem Schutz, bis der erste Lärm vorüber, und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt war. Dann verließ er sie mit dem Versprechen, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen, und Hannchen erinnerte sich zu spät, daß sie ihn doch wenigstens um seinen Namen hätte fragen sollen. Wilhelms Name hingegen hatte ihr hundertmal auf der Zunge geschwebt, und nur ein gewisses schaaamhaftes Gefühl von Schicklichkeit sie verhindert, sich in diesem Augenblicke nach ihm zu erkundigen.

H 2

Vier

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Belohnte Treue.

Nachdem Hannchen sich von Angst und Schrecken ein wenig erholt, brachte sie die übrige Zeit des Tages am Fenster zu, und musterte die feindlichen Officiere, die nun häufig vorübergingen. Sie bebt, so oft sie eine Gestalt erblickte, die in Wuchs oder Gang einige Ähnlichkeit mit der Gestalt ihres geliebten Bruders hatte. Oft währte sie, in der Ferne ihn zu sehn. „Das „ist er! das ist er!“ flüsterte ihr Herz, aber er kam näher und war es nicht.

„O! warum mußte ich meine Rettung einem Fremdling verdanken! warum führten „nicht Zufall und Liebe ihn in das Haus der „Schwester! — Oder — Gott! — wenn „er tod wäre! — gewiß hat ihn sein Muth zu „weit geführt — gewiß war er der Erste auf „der Sturmleiter — ach! er wußte nicht, daß „eben hier sein Hannchen ihre Kniee wund lag,

„um

„um einen Schutzengel für sein Leben zu erstehen!“ —

So schwankte ihre Seele zwischen Furcht und Hoffnung. Länger als bis zu der versprochenen Wiederkunft des jungen Officiers, konnte sie diese fürchterliche Ungewißheit nicht ertragen, und fest war der Entschluß, alsdann solgeich Nachricht von Wilhelm einzuziehen.

„Mögte der Fremdling doch nur bald kommen! wo bleibt er! warum gab ich einer unzeitigen Schaam Raum! vielleicht läge ich nun schon in Wilhelms Armen!“

Geduld liebes Hannchen! blicke die StraÙe hinab — da kommt er schon, dein Befreyer; du erkennst ihn an dem schlanken Wuchs, dem heitern blauen Auge; — jetzt grüßt er dich freundlich — jetzt klopft er an deine Hausthür — die Magd thut ihm auf; hörst du seinen Gang auf der Treppe? — warum zitterst du? — bist du noch nicht einig mit dir selbst, wie du deinen Wunsch ihm vortragen sollst?

R 3

Der

Der Officier trat herein. Hannchen wollte ihn mit Höflichkeitsworten bewillkommen, er ließ ihr keine Zeit dazu. „Madam,“ sagte er, „Sie waren so gütig mir diesen Morgen einen Beweis Ihrer Dankbarkeit geben zu wollen. So ungern ich mir auch mein geringes Verdienst schmälern lasse, so bin ich doch genöthigt, in diesem Augenblick Gebrauch von Ihrem Wohlwollen zu machen —“

Hannchen mißverstand ihn, und griff rasch nach dem Ringe, den sie vom Finger ziehen wollte. Der Officier machte eben so rasch eine verneinende Bewegung mit der Hand.

„Nicht das ist es, warum ich Sie zu bitten kam. Ich wage einen andern Wunsch, der Sie vielleicht in Verlegenheit setzt. Ich habe einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebe. Er ist bey dem Sturm gefährlich verwundet worden. Man hat ihn, in der ersten Verwirrung, in ein Haus gebracht, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit mangelt, und die

„die Menge der Blessirten eine genaue Sorgfalt unmöglich macht. Wäre Ihr Haus groß genug ihn aufzunehmen, so würden Sie nicht allein den Dienst, den ich so glücklich war Ihnen zu leisten, überreich vergolten haben, sondern mich auch zu Ihrem ewigen Schuldner machen; denn was Sie für diesen meinen Freund thun, gilt mir mehr, als ob Sie mich mit Schätzen überhäusten!“ —

Bev diesen Worten trat ihm eine Thräne in's Auge. Hannchen war gerührt. Hastig versetzte sie: „und wenn ich nur dieses Zimmer hätte, so würde ich auf dem Boden schlafen, bis Ihr Freund außer Gefahr ist. Es soll ihm hier an nichts fehlen. Darf ich um seinen Namen bitten?“ —

Der Hauptmann von Eichenwald.

„Und der Ihrige?“ —

Lieutenant Perlstädt.

„Sehn Sie mein Herr, machen Sie die schnelligsten Anstalten, Ihren Freund hieher

„zu bringen. Dieß Haus, und alles was ich
„habe, gehört ihm und Ihnen.“

Der Officier küßte ihr dankbar die Hand,
und stieg die Treppe hinab.

Schon wieder hatte sie versäumt sich nach
Wilhelm zu erkundigen. Aber war dieß wohl
der Augenblick zu solchen Fragen? — der Freund
des Mannes, dem sie die Rettung ihrer Ehre
schuldig war, lag hilflos im Lazareth, sein Le-
ben hing vielleicht an einer Minute; wie wür-
de der biedre Jüngling, der mit Thränen in den
Augen von seinem Freunde sprach, ihre unzei-
tige Neugierde ausgenommen haben? — nein,
sie konnte sich nicht verübeln, daß sie diesmal
noch die Liebe der heiligen Pflicht der Dankbar-
keit nachgesetzt hatte. Sie ließ sogleich das beste
Zimmer ihres Hauses für den erwarteten Gast
zubereiten, und eine halbe Stunde nachher,
trugen vier Grenadiere, auf einer von Zweigen
gestochtenen Hürde, den Verwundeten die
Straße herauf.

Hannchen warf einen mittheidsvollen Blick
herab auf den Todtenblaffen jungen Mann, der
mit geschlossenen Augen ohne Bewegung lag,
und nicht zu wissen schien, was mit ihm vor-
gieng. Sein Freund begleitete den Zug, und
wachte ängstlich über jedem Schritte der Träger,
warnte sie vor jedem Steine, der etwa im Wege
lag.

„Aber mein Gott! — welche Aehnlich-
„keit — dieser Hauptmann Eichenwald — und
„Wilhelm — er ist es selbst! — nicht mög-
„lich! — er ist es! — nein! nein! um
„Gottes willen! welche gräßliche Täuschung!“

Jetzt trugen sie ihn in das Haus, wo man,
um seiner Bequemlichkeit willen, ihm die unter-
sten Zimmer eingeräumt hatte. Hannchen wollte
die Treppen herunterstürzen, aber sie erreichte
nicht einmal die Stubentür; ihre Kniee zitter-
ten, sie mußte sich schnell an einem Stuhle hal-
ten. Sie war ganz allein. Vergebens rief sie
ihr Mädchen, und einen Burschen, der sie in

Peters Abwesenheit bediente; beyde hatte die Neubegier herunter in das Vorhaus gelockt, um den verwundeten Officier herein tragen zu sehn.

Ach! welche grausame Angst! welches grausame und immer vergebliche Streben aller Seelenkräfte, den gelähmten Körper wieder in Bewegung zu setzen! — „Wenn es Wilhelm war — und ich kann nicht hier fort — bin an diese Stelle gebannt — und er bedarf vielleicht meiner Hülfe — oder — der fürchterliche Augenblick ist nahe, wo er keiner menschlichen Hülfe mehr bedarf — Gott! — er stirbt — und ich soll ihn nicht noch einmal sehen! —“ Sie machte abermals einen Versuch fortzuwanken, aber vergebens! der Schrecken hatte sie gelähmt.

Ruhig! ruhig armes Hannchen! warum bist du sinnreich dich zu quälen? was geht der Hauptmann Eichenwald dich an? kann eine flüchtige Aehnlichkeit mit Wilhelmn dich so ganz um deine Fassung bringen? — Auch hat dir wohl

wohl nur die Einbildungskraft einen Streich gespielt. Wer in der Dämmerung jeden Winkel schüchtern durchspäht, und immer ein Gespenst zu sehen fürchtet, der sieht am Ende wirklich Gespenster.

So flüsterte die Vernunft, wenn die Angst sie zum Worte kommen ließ. Aber ihr Flüstern brachte eben so wenig Fassung in Hannchens Seele, als ein Zephyr Ruhe in ein vom Sturm bewegtes Meer haucht. Erstarrung und Zerrüttung aller Sinne waren ihrer ganzen Gestalt noch sichtbar aufgedrückt, als Lieutenant Perslade hereintrat, ihr zu danken. Er wurde auf den ersten Blick gewahr, daß hier etwas außerordentliches vorgefallen seyn müsse. „Um Gottes willen, Madam, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr bewegt?“

„Und bin es! — sagen Sie mir, Herr Lieutenant — wiederholen Sie es mir noch einmal — wie heißt ihr Freund?“

Hauptmann von Eichenwald —

„Ge-

„Gewiß?“

Ganz gewiß! aber woher —

„Nun dann bin ich ruhig. — Verzeihen

„Sie mein Herr, — ein Spiel der Natur —

„eine auffallende Aehnlichkeit — ich habe ei-

„nen Bruder in ihren Diensten — er nennt

„sich Wiese —“

Ist's möglich! — Madam — dieser Wiese — und dieser Hauptmann Eichenwald — aber er hatte nie eine Schwester —

Hannchen aufer sich: gleichviel mein Herr! um Gottes willen! was wollten Sie sagen?

Beide sind nur eine Person!

Er sprach diese Worte so unbesonnen rasch aus, daß er auch nicht einmal Zeit hatte, die ohnmächtig Hinstürzende in seinen Armen aufzufangen. Man kam ihr schnell zu Hilfe, man trug sie auf das Bett. Perlstädt, mit
Wil-

Wilhelms Herzen vertraut, errieth plötzlich, wen er vor sich habe, und machte sich bittere Vorwürfe über seine Unbesonnenheit. Er saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, bespritzte sie mit geistigen Wassern, rieb ihr die Schläfe, und lauschte mit banger Sehnsucht nach dem ersten Athemzuge.

Endlich schlug Hannchen die Augen auf. „Lebt er noch?“ waren ihre ersten Worte. „Beruhigen Sie sich Madam,“ sagte Fritz mit freundschaftlicher Wärme; „weun meine Vermuthung mich nicht täuscht — wenn ich wirklich Jeannette Jerome vor mir sehe —“

Sich bin es, kispelte sie leise.

„Wohlan, so wird alles gut gehn. Dieser Name wird meines Freundes Leben retten.“

Lassen Sie mich zu ihm.

„Was verlangen Sie? die plötzliche Freude würde ihn tödten. Er muß vorbereitet werden.“

Sind

Sind seine Wunden gefährlich?

„Noch ist der erste Verband nicht abgenommen, doch der Feldscheer gab die beste Hoffnung.“

Liebt er mich noch?

„Welche Frage!“

Über woher der fremde Name?

„Hauptmann Wiese stürmte einst einen Berg, und occupirte einen Eichenwald! aus welchem er den dreymal stärkern Feind mit übermenschlicher Tapferkeit vertrieb. Diese Position hatte eine gewonnene Schlacht zur Folge. Um ihn zu belohnen, gab ihm der König — was die Natur ihm schon längst gegeben hatte — den Adel, und nannte ihn, zum Andenken jener Begebenheit: von Eichenwald.“

Gern hätte Hannchen noch Stundenlang dem Erzähler zugehört, denn er sprach ja von Wilhelm! aber plötzlich fiel ihr ein, wie unentbehr-

behrlich Fritz am Krankenbette seines Freundes sey. Hastig trieb sie ihn hinunter, er sollte nachsehen, ob dem Geliebten nichts mangle? — ob sich noch kein Anschein zur Besserung zeige? — ob die Bewegung ihm nichts geschadet? — ob er sich an das fremde Zimmer gewöhnen könne? — Immer rief sie ihn zurück — immer hatte sie noch etwas vergessen.

Fritz brachte ihr die trostvolle Botschaft, daß Wilhelm ruhig schlummere, und nun konnte sie der Begierde nicht widerstehen, ihn wenigstens schlummernd zu betrachten. Sie zog die Schuhe aus, und schlich hinunter an seine Kammerthür — sie lauschte durch eine Ritze — Freude — Schmerz — Hoffnung — Wehmuth — jede dieser Empfindungen preßte Thränen in ihr Auge. Fritz mußte sie mit sanfter Gewalt wegziehen, damit ihr Schluchzen nicht den Kranken wecke.

Es vergiengen mehrere Wochen, ehe Fritz es wagen durfte, seinem Freunde die frohe Neuigkeit

keit zu hinterbringen. Er that es mit der möglichsten Vorsicht, und ließ ihn nur nach und nach errathen, daß er mit der Geliebten unter einem Dache wohne. Doch würde vielleicht die Freude dem kaum Genesenden zu Gift geworden seyn, hätte er nicht in dem Namen van Schipper ein wohlthätiges Gegengift gefunden.

Wittwe van Schipper? also war es ihr doch möglich, einem andern Manne ihre Hand zu reichen? — das mäßigte sein Entzücken, das machte ihn still traurig.

Friz errieth, was in seiner Seele vorgieng, und verschuchte die trüben, mißtrauischen Gedanken, durch seine Erzählung von Hannchens Schicksalen. Begierig sog Wilhelm jedes Wort in sich. O! sein liebendes Herz empfing willig den schmeichelnden Trost von Freundes Lippen; gerechtfertigt stand die Geliebte vor ihm da — kaum konnte er den Augenblick erwarten, sie an seine Brust zu drücken — er wünsch-

wünschte den Arzt, der ihm noch immer jede heftige Gemüthsbewegung auf das strengste untersagte.

Die erste Stunde kam endlich — die Thür slog auf — Hannchen lag in seinen Armen! — Gefühle verschlossen beyden den Mund — Gefühle, die keine Feder beschreibt und keine Zunge nachlafft. In süßer Ermattung saß Wilhelm auf dem Sofa, im rechten Arm hielt er die treue Geliebte, und im linken den Freund, dem er die Rettung ihrer Ehre verdantte. Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden! mehr konnte er nicht sprechen.

Gleichgültig vernahm er einige Wochen nachher, daß der König ihn zum Major ernannte. Wie hätte er sich jetzt darüber freuen können! Morgen war ja sein Hochzeitstag! und gerade an diesem frohen festlichen Tage kam Peter von seiner Wanderschaft zurück,

um seiner Gebieterin mit trübseltiger Mine zu berichten; daß er, trotz alles Suchens, den Herrn Lieutenant Wiese nicht haben finden können.

Ende des ersten Theils.

Diderots Gespräch mit Madame D **
von ihm selbst erzählt.

Ein Geschäft, ich weiß nicht recht mehr welches, führte mich eines Tages zu dem Herrn von D **. Ich fand ihn nicht zu Hause, man meldete mich seiner Gemahlin. Sie ist ein allerliebstes Weibgen, schön und fromm wie ein Engel; und naif zum Entzücken. Sie war gerade an ihrer Toilette. Man brachte mir einen Sessel, ich pflanzte mich ihr gegenüber, und wir schwätzten. — Zufälligerweise entschlüpfen mir einige Floskeln von Tugend, Moralität und dergleichen, die sie zwar sehr erbauten, aber auch in Erstaunen setzten; denn sie hatte sich steif und fest eingebildet, daß der Verwegene, der nicht vor jeder Pfaffen Hirngeburt seine Knie beugt, ein Taugenichts seyn müsse, der dem Galgen nicht entlaufen werde.

Verwundert hub sie an: Sind Sie nicht Herr Diderot?

„Ja Madam.“

Der nemliche der nichts glaubt?

„Der nemliche.“

Was Sie aber da eben sagten, ist die Moral eines Gläubigen.

„Warum nicht? wenn der Gläubige ein „ehrllicher Mann ist.“

Ueben Sie denn diese Moral auch wirklich aus?

„So viel in meinen Kräften steht.“

Was gewinnen Sie denn bey Ihrem Unglauben?

„Gar nichts. Glaubte man denn nur, um „etwas zu gewinnen?“

Ich weiß nicht, aber es kömmt mir vor, als sey es nicht übel gethan, sowohl den Geschäften dieser als jener Welt ein gewisses Interesse zu leyhen.

„Ei-

„Eigennuß raubt jeder Handlung ihren „Werth.“

Wenn Sie aber zum Beyspiel weder rauben noch morden, so gestehen Sie zum mindesten, daß Sie sehr consequent handeln.

„Wie so?“

Ich bekenne, daß ich dem lieben Gott auf Zinsen leyhe. Wenn ich nach meinem Tode nichts zu hoffen noch zu fürchten hätte, so würde ich mir allerley kleine Annehmlichkeiten des Lebens nicht versagen.

„Darf man fragen: welche?“

Mit nichts, das gehört für den Reichthum.

„Sie treiben also Wucher mit Gott?“

O ja, und mache mir kein Gewissen daraus. Mit Gott darf man immer

wuchern, man richtet ihn nicht zu Grunde.

„Ist das delicat gedacht?“

Was liegt daran? Wenn es darauf ankommt den Himmel zu erhaschen, muß man alles in Rechnung bringen, den kleinsten Vortheil nicht vernachlässigen. — Ach! wir haben gut rechnen! das was wir geben ist immer blutwenig, gegen das was wir einst zu empfangen hoffen. — Und Sie hoffen also nichts?

„Gar nichts.“

Das ist traurig. Bekennen Sie, daß Sie entweder ein Bösewicht oder ein Thor sind.

„Wahrhaftig, Madam, dieß Bekenntniß würde mir sauer werden.“

Was könnte wohl einen Ungläubigen anreizen, gut zu handeln, wenn er kein Narr ist.

„Glaub-

„Glauben Sie nicht, daß es glücklich gebohrne Menschen gebe — die eigentlichen Hochwohlgebohrnen — welche Vergnügen darinn finden, gut zu handeln?“

Das mag seyn.

„Daß man ferner eine vortrefliche Erziehung genossen haben kann, welche die Anlage zum Guten verstärkte?“

O ganz gewiß!

„Und daß endlich im reiferen Alter die Erfahrung uns überzeugt, daß, alles wohl erwoogen, man um seines eigenen Glückes willen, besser thut, ein ehrlicher Mann, als ein Schelm zu seyn?“

Ja, ja, recht gut; aber wie kann man ein ehrlicher Mann werden, wenn Leidenschaften sich zu schlechten Grundsätzen gesellen, und zum Bösen hinreißen?

„Lassen Sie doch sehen, welchen Vortheil die Gläubigen voraus haben. Was zum Bey-

„Spiel die Inconsequenzen betrifft, sehen wir de-
ren nicht täglich?“

Zugegeben, aber es bleibt doch im-
mer besser, einen Grund mehr für das
Gute zu haben, nemlich den Glauben;
und einen Grund weniger für das Böse,
nemlich den Unglauben.

„Sie würden vollkommen Recht haben,
wenn der Glaube wirklich das Gute, und der
Unglaube das Böse beförderte.“

Zweifeln Sie daran?

„Allerdings.“

Ist es nicht der Geist der Religion,
unserer verderbten Natur entgegen
zu arbeiten? da hingegen der Unglau-
be sie von aller Furcht befreyt, und
folglich ihrem bösen Hange Preis
gibt?

„Sie scheinen überzeugt, daß die Religion
mehr Vortheil als Nachtheil gewähre, und des-
halb nennen Sie sie ein Gut?“

Aller-

Allerdings.

„Auch ich zweifle gar nicht, daß Ihr Haus-
hofmeister Sie am heiligen Ofterabend etwas
weniger befehlet als sonst; daß die Religion zu-
weilen ein kleines Uebel verhindert, und
ein kleines Gut hervorbringt.“

Ein kleines zum andern, macht
endlich eine Summe.

„Aber glauben Sie wohl, Madam, daß
die fürchterlichen Verwüstungen, welche sie in
vorigen Zeiten angerichtet, und in Zukunft
noch anrichten wird, durch jene winzigen Vor-
theile aufgewogen werden? Schuf sie nicht den
grimmigsten Haß zwischen den verschiedenen
Nationen? nähret sie diesen Haß nicht noch
heute? würde der Muselmänn nicht mit Freu-
den die ganze Christenheit durch einen Säbel-
hieb vertilgen? und der Christ alle Muselmän-
ner lächelnd am Spieße braten sehn? Ströme
von Blut sind der Religion gestossen; sie hat
oft den Säugling von der Mutter Brust, den

5.

„Gat-

„Gatten aus den Armen der Gattin gerissen.
 „Christus sagt: ich bin nicht gekommen, euch
 „Frieden zu bringen, sondern das Schwert;
 „ich will den Mann von seinem Weibe trennen,
 „die Mutter vom Kinde, den Bruder von der
 „Schwester, den Freund vom Freunde — ach!
 „und diese Weissagung ist nur allzupünctlich ein-
 „getroffen.“

Aber Mißbräuche sind nicht die
 Sache selbst.

„Sie sind allerdings die Sache selbst, so
 „bald sie unzertrennlich von ihr sind.“

Unzertrennlich? können Sie das
 beweisen?

„Sehr leicht. Ich dürfte Ihnen nur ant-
 „worten, daß zwey Dinge, die sich in achtzehn
 „Jahrhunderten nicht trennen ließen, wohl un-
 „zertrennlich genannt werden können; aber ich
 „habe gar nicht nöthig, mich auf diesen Grund
 „einzuschränken. Sagen Sie mir: wenn ein
 „Menschenfeind sich vorgenommen hätte, das
 „ganze

„ganze Menschengeschlecht elend zu machen,
 „hätte er wohl etwas besseres erfinden können?
 „Wer von mir verlangt, daß ich Unbegreiflich-
 „keiten glauben soll, wer meine Vernunft mit
 „Füßen tritt, der macht mich zum Thoren,
 „Thorheit aber ist die erste Stufe zum Verbre-
 „chen. O wie schlan wußten von jeher die
 „Staatsumwölzer aus solchen Maximen Nutzen
 „zu schöpfen!“

Aber es giebt böse Handlungen,
 welche der Strenge der Gesetze ent-
 schlüpfen, und wo nur die Religion
 dem Bösewicht Zaum und Gebiß anle-
 gen kann; nehmen Sie ihm diese, was
 werden Sie an ihre Stelle setzen?

„Und wenn ich auch nichts an ihre Stelle
 „zu setzen hätte, so würde ich doch immer ein
 „fürchterliches Vorurtheil ausgerottet haben.
 „Aber ich darf behaupten, daß bey keiner Na-
 „tion, in keinem Jahrhundert, die National-
 „sitten sich auf die Religion gründen. Die alten
 „Römer

„Römer und Griechen, die wackersten Männer
 „die noch gelebt haben, beteten die verworfen-
 „sten Götter an; einen Jupiter, der verdient
 „hätte, lebendig verbrannt zu werden, eine
 „Venus für das Spinnhaus und einen Mercur
 „für den Galgen.“

Sie glauben also, es sey gleichgültig, ob man Christ oder Heyde sey?

„Wahrhaftig, Madam, ich bin davon
 „überzeugt, mit dem einzigen Unterschied, daß
 „ein wenig mehr Freude und Frohsinn unter uns
 „herrschen würde, wenn wir Heyden wären.“

Unmöglich!

„Aber auf Treu und Glauben, giebt es denn
 „überhaupt Christen in der Welt? ich habe noch
 „keinen gesehn.“

„Wie? das sagen Sie mir? — mir?

„Ich unterstand mich vor kurzem, das nem-
 „liche zu einer meiner Nachbarinnen zu sagen,
 „die fromm und tugendhaft ist, wie Sie, Ma-
 „dam,

„dam, und eben wie Sie, von ganzem Herzen
 „eine Christin zu seyn sich einbildet.“

Nun? — und Sie bewiesen ihr das Gegentheil?

„Auf der Stelle.“

Wie machten Sie das?

„Ich schlug ein neues Testament auf, das
 „gewöhnlich auf ihrem Tische lag. Ich las ihr
 „die Bergpredigt vor, und fragte bey jedem
 „Puncte: handeln Sie dieser Vorschrift ge-
 „mäß? — Sie verstummte. — Ich gieng
 „noch weiter. Sie ist schön, und trotz ihrer
 „Frömmigkeit und Tugend, weiß sie das recht
 „gut. Sie hat eine sehr feine weisse Haut,
 „und so wenig sie sich auch darauf einbilden mag,
 „so nimmt sie es doch nicht übel, wenn man es
 „bemerkt; auch ist es ihr, bey aller ihrer schaam-
 „haften Züchtigkeit, nicht zumieder, wenn man
 „dann und wann durch einen Blick verräth,
 „welchen Eindruck ihr schön gewölbter Busen
 „hervorbringt.“

Ganz wohl, mein Herr, so lange
ihr Gemahl allein weiß —

„Ich glaube recht gern, daß ihr Gemahl
„das besser weiß als ein anderer; aber ich ver-
„muthe, daß auch die frömmste Christin sich
„nicht damit begnüge. Steht im Evangelium
„nicht geschrieben, fragte ich sie, daß derjenige,
„der seines Nächsten Weib lüftern anschaut, in
„seinem Herzen die Ehe gebrochen hat?“

Sie wird Ihnen mit Ja geant-
wortet haben?

„Und ist derjenige, der sich einer solchen
„Lüfternheit schuldig macht, nicht eben so wohl
„verdamm't, als der wirkliche Verbrecher?“

Allerdings.

„Wenn also ewige Verdammniß den armen
„Teufel trifft, der die Ehe in seinem Herzen
„brach, welches wird das Loos einer Frau seyn,
„die jeden der sich ihr nähert, gleichsam einla-
„det, ein solches Verbrechen zu begehen? —

„Diese

„Diese letzte Frage setzte meine schöne Nachbarin
„ein wenig in Verwirrung.“

Ich verstehe. Vermuthlich ver-
schleyerte sie den Wus'n nicht genug,
der, wie Sie sagen, so schön gewölbt
war?

„Richtig. Sie antwortete mir, daß
„das so der Gebrauch sey; (als ob ein al-
„berner Gebrauch die Vorschriften der Religion,
„die Drohungen Gottes entkräften könne?)
„daß man sich in der Kleidung nicht
„auszeichnen und lächerlich machen
„müsse; (als ob eine elende Lächerlichkeit ge-
„gen die ewige Verdammniß des Nächsten in
„Anschlag kommen dürfe).“

Genug mein Herr! ich errieth alle
diese Kindereyen zum Voraus, und
würde Ihnen vielleicht eben so geant-
wortet haben, wie Ihre Nachbarin.
Wie zog sie sich endlich aus der Sache?

„Den

„erhebe das Verdienst, ohne Rücksicht auf Rang
 „oder Glauben, zu den ersten Staatsämtern;
 „und wahrlich! es wird nur eine kleine Anzahl
 „von Bösewichtern übrig bleiben, die ein ver-
 „kehrter Sinn hinreißt, dem Laster zu fröh-
 „nen. — Aber jetzt, gnädige Frau, die Ver-
 „suchung ist zu nahe, die Hölle zu fern; es ver-
 „lohnte wohl die Mühe, daß eine weise Gesetz-
 „gebung sich mit einem System beschäftigte,
 „welches nur noch Kindern Furcht einjagt; wel-
 „ches durch die Bequemlichkeit einer leichten
 „Buße zum Laster anfeuert; welches den Schul-
 „digen in den Beichtstuhl sendet, um von Gott
 „Verzeihung für ein Verbrechen zu erbetteln,
 „das er an Menschen verübte; welches na-
 „türliche und moralische Pflichten herabwürdigt,
 „indem es sie Schimären unterordnet.“

Zu hart, Herr Diderot! Sie über-
 treffen.

„Ich übertreibe? — wie, gnädige Frau,
 „wenn — aber mich dünkt, ich höre den Ba-
 „gen

„gen ihres Herrn Gemahls. Er kommt zu
 „rechter Zeit, denn ich stand eben im Begriff
 „eine Albernheit zu sagen.“

Sagen Sie nur, ich werde thun
 als hörte ich sie nicht.

Diderot näherte sich ihrem Ohre und sprach
 leise: „Gnädige Frau, fragen Sie einmal Ih-
 „ren Beichtvater, welches von beyden Verbre-
 „chen er für das größte hält: in ein heiliges
 „Kirchengefäß zu p — n? oder den Ruf einer
 „reichtbaren Frau durch Verleumdungen anzu-
 „schwärzen? er wird bey dem ersten vor Ent-
 „setzen schaudern, und über gottlose Entwey-
 „hung laut schreyen; das Gesetz wird den Un-
 „heiligen zum Feuer verdammen, von jener
 „Verleumdung aber gar keine Notiz nehmen.“

Sie mögen wohl nicht ganz Un-
 recht haben. Ich kenne zum Exempel
 mehr als eine Frau, die sich ein Ge-
 wissen daraus machen würde, am Frey-
 tage Fleisch zu essen, die aber — fast
 hat.

Hätte ich auch eine Aßernheit ge-
sagt — Fahren Sie fort mein Herr.
Ich weiß Sie zwar nicht zu wiederle-
gen, aber Sie überzeugen mich doch
nicht.

„Das ist auch gar nicht meine Absicht. Es
„ist mit der Religion wie mit dem Ehestande;
„beyde schaffen das Unglück von Millionen Men-
„schen, machen aber auch hin und wieder einen
„Glücklichen. Sie, gnädige Frau, befinden
„sich wohl bey Ihrem Glauben, und besser noch
„im Ehestande; das freut mich von Herzen.
„Die Religion, welche so manchem Bösewicht
„dient, seine Unthaten zu beschönigen, hat bey
„Ihnen das Gegentheil bewürkt, Sie thun da-
„her recht wohl, ihr treu zu bleiben.

Wie ich höre, sind Sie nicht von
der Profelytenmacherey angestekt.
Das freut mich.

„Ich erlaube jedem zu denken, was ihm be-
„liebt, erwarte aber, wie billig, die nemliche
„Nach-

„Nachsicht. Auch bedarf es keiner fremden
„Hülfe, für den, dessen Geist stark genug ist,
„Vorurtheile abzuschütteln.“

Glauben Sie, daß man Vorur-
theil und Aberglauben ganz aus der
menschlichen Gesellschaft verbannen
könne?

„Nein, so lange die Menschen dumm und
„fürchtam bleiben werden.“

Nun so mag unser Aberglaube
leicht eben so viel werth seyn, als ein
anderer.

„Ich zweifle.“

Reden Sie aufrichtig: schauern
Sie nicht bey dem Gedanken, daß der
Tod Sie in Nichts verwandelt?

„Freylieh möchte ich lieber immer fort existi-
„ren. Auch ist es ja wohl sehr möglich, daß
„ein Wesen, dem es einmal gefallen hat, mir
„ein elendes Daseyn zu geben, sich gelegentlich
„zum zweytenmale damit belustigen werde.“

Wenn der Blick in ein zukünftiges Leben Trost gewährt, warum soll man sich die süsse Hofnung rauben?

„Ich nähre diese Hofnung nicht, weil das Verlangen fortzubauern, mich nicht blind für die Eitelkeit des Wunsches macht; aber ich raube niemanden seine Puppe. Wer im Stande ist zu glauben, daß er ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ohne Kopf denken, ohne Herz lieben werde; wer sich einbilden kann etwas zu seyn, wenn er nichts und nirgend mehr seyn wird — wohl bekomme es ihm, ich habe nichts dagegen.“

Aber wer hat denn die Welt gemacht?

„Das wünschte ich selbst zu wissen.“

Nichts leichter zu beantworten:
Gott! der Schöpfer!

„Und was ist Gott?“

Ein Geist.

„Wenn

„Wenn ein Geist Materie schaffen konnte, warum sollte die Materie nicht auch Geist schaffen können? ich begreife eines so wenig, als das andere.“

Das Begreifen ist auch nicht nöthig, wenn man nur glaubt. Sind Sie ruhig bey Ihrem Unglauben?

„Vollkommen.“

Aber wenn Sie sich nun geirret hätten? wenn alles was Sie erdichtet glauben, doch wahr wäre? und Sie würden verdammt Herr Diderot! wie dann? — verdammt werden ist schrecklich! eine Ewigkeit lang in der Hölle brennen —

„La Fontaine meynte, wir würden uns, dore wie der Fisch im Wasser befinden.“

Ja, aber Ihr La Fontaine würde sehr ernsthaft, als sein letztes Stündlein herannahete; in der Todesstunde zittert der Freygeist.

„Auch sehe ich gar nicht dafür, daß ich selbst zittern werde, wenn mein Kopf verworren, meine Denkraft vernichtet ist. Sterbe ich aber an einer Krankheit, die mir den Gebrauch meiner Vernunft bis an's Ende läßt, so werde ich in jenem kritischen Augenblicke gerade eben so ruhig seyn als jetzt.“

Diese Kühnheit ist mir unbegreiflich.

„Ich finde den Sterbenden weit kühner, der an einen strengen Richter seiner geheimsten Gedanken glaubt, einen Richter, vor dem er von jedem unnützen Worte Rechenschaft ablegen soll. Wer kann das? wer wagt das? Und wenn ein Sterbender mit diesem Glauben, dem man die Wahl ließe, vernichtet zu werden, oder vor jenen fürchterlichen Richterstuhl zu treten, dennoch das Letztere wählte, — wahrlich! ich würde über seine Kühnheit erstauen.“

Aber

Aber wenn er sich auf das Blut des Erlösers verläßt?

„Verdammen Sie Socrates, Phocion, Aristides, Cato, Trajan und Marc Aurel?“

Bewahre der Himmel! der heilige Paulus sagt: ein jeder wird nach seinem eigenen Gesetz gerichtet werden.

„Da hat der heilige Paulus ganz recht. Nach welchem Gesetz wird man also den Ungläubigen richten?“

Um Verzeihung mein Herr, Ihr Fall ist verschieden. Ihnen hat man den wahren Glauben gepredigt, aber Sie verschließen Ihre Augen und verstopfen Ihre Ohren.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zum Beschluß ein Märchen zu erzählen. Ein junger Mexicaner, müde von der Arbeit, spazierte eines Tages am Strande des Meeres auf und ab. Er sah ein Bret, welches an dem einen Ende

§ 5.

„von

„von den Wellen beneht wurde, mit dem an-
 „dern aber auf dem Ufer ruhte. Er legte sich
 „so lang er war, darauf, ließ seine Blicke über
 „die unermessliche und unbegranzte Wasserfläche
 „schweifen, und sprach zu sich selbst: meine alte
 „Großmutter hat doch wunderliche Grillen.
 „Da erzählt sie mir immer eine Geschichte, von,
 „ich weiß nicht was für außerordentlichen Men-
 „schen, die aus einem Lande jenseit des Meeres,
 „ich weiß nicht wann hier angelandet seyn sol-
 „len. Es ist kein Menschenverstand in dem gan-
 „zen Nährgen. Sehe ich denn etwa nicht,
 „daß das Wasser mit dem Himmel zusammen
 „hängt? und soll ich meinen fünf Sinnen zum
 „Trog eine alte Fabel glauben, die von Unge-
 „heimtheiten wimmelt? — Während der jun-
 „ge Mensch so raisonnirte, wiegte ihn das Was-
 „ser sanft auf seinem Brete, und er einschlum-
 „merte. Indessen erhob sich ein frischer Land-
 „wind, und trieb ihn hinaus in die hohe
 „See.

„Aha mein Herr! das ist ein Bild
 „unserer Schicksals. Jeder liegt auf
 „seinem Brete, der Wind bläst und die
 „Wellen führen uns davon.

„Der junge Mexicaner war schon weit vom
 „Ufer entfernt, als er erwachte. Wie sehr er-
 „staunte er nicht, das Meer von allen Seiten
 „mit dem Himmel zusammen hängen zu sehn.
 „Jetzt fing er an zu muthmaßen, daß er sich
 „doch wohl geirrt haben könne, und daß, wenn
 „der Wind so fort blase, die Wellen ihn viel-
 „leicht endlich an jene Küste tragen würden, von
 „der seine Großmutter ihm so oft erzählt hatte.“

Und Sie sagen mir nicht ein Wort
 von seinem Schrecken, seiner Furcht?

„Er fühlte weder das eine noch die andere.
 „Es gilt mir alles gleich, sprach er zu sich selbst,
 „wenn ich nur endlich anlande. Zwar habe ich
 „albern raisonnirt, aber ich bin doch aufrichtig
 „mit mir selbst zu Werke gegangen, und mehr
 „kann man nicht von mir fordern. Wenn es
 „kein

„kein Verdienst ist, Verstand zu besitzen, so ist
 „es wohl auch kein Verbrechen, ein Thor zu
 „seyn. — Während dieser Betrachtungen trieb
 „der Wind ihn immer vorwärts, das unbekannte
 „Land zeigte sich wirklich in blauer Ferne, und
 „ehe er sichs versah, war er glücklich angelangt.“

„Ja, ja, mein Herr Diderot, wir
 werden uns einst dort wieder finden.“

„Das wird mir sehr lieb seyn. — Kaum
 „hatte der Jüngling sein Bret verlassen, und
 „seinen Fuß ans Land gesetzt, als er einen ehr-
 „würdigen Greis, an seiner Seite erblickte. Wo
 „bin ich? fragte er, und mit wem habe ich die
 „Ehre zu reden? — Ich bin, versetzte der
 „Greis, der Beherrscher dieses Landes. —
 „Bey diesen Worten stürzte der junge Mexica-
 „ner vor ihm nieder. — Steh auf, fuhr der
 „Alte fort; du hast an meinem Daseyn gezwei-
 „felt? — Ich kann es nicht leugnen. — Ich
 „verzeihe dir, denn ich lese im Innersten deines
 „Herzens, und weiß, daß du es nicht böse meyn-
 „test.“

„test. Doch deine übrigen Gedanken und Hand-
 „lungen sind nicht alle so schullos. — Hier-
 „auf hielt er ihm allerley Schwachheiten und
 „Auschweifungen vor, und der Jüngling neigte
 „sich jedesmal tief zur Erde, und flehte um
 „Barmherzigkeit. —

„Wohlan, gnädige Fran! sehen Sie sich
 „einen Augenblick an die Stelle des Greises.
 „Was würden Sie gethan haben? hätten Sie
 „etwa den jungen Thoren bey den Haaren er-
 „griffen, und ihn eine Ewigkeit lang im San-
 „de auf und nieder geschleppt?“

Nein.

„Wenn eines von Ihren allerliebsten sechs
 „Kindern aus dem väterlichen Hause entwichen
 „wäre, hundert dumme Streiche gemacht hätte,
 „und nun reuvoll zurückkehrte, was würden
 „Sie thun?“

Ich würde es mit Thränen der
 Freude in meine Arme schließen, aber
 sein

sein Vater würde die Sache ein wenig ernsthafter nehmen.

„Und endlich doch auch verzeihen, besonders wenn er überlegte, daß, ehe er noch diesem Kinde das Daseyn gab, er schon alle Handlungen seines Lebens voraus wußte, und daß die Züchtigung seiner Vergehungen, weder für den Vater, noch für das Kind, noch für dessen Geschwister von einigen Nutzen seyn würde.“

Aber es ist ein großer Unterschied zwischen meinem Manne und jenem Greise.

„Keiner, wenn von Gerechtigkeit die Rede ist. Entweder, die Definition der Gerechtigkeit muß auf uns alle passen, auf Sie, auf mich, auf Ihren Herrn Gemahl, den jungen Mexicaner und den Greis, oder ich weiß gar nicht mehr was sie ist, und begreife nicht, wie man Gott gefällt oder mißfällt.“

Es

Es ist doch immer am besten, sich so zu benehmen, als ob der Greis wirklich existirte.

„Ganz recht! auch wenn man nicht an sein Daseyn glaubt.“

Abelard

Abelard und Heloise.

Zwey Namen, die man ungern trennt, weil die Liebe sie nebeneinander stellte. Wer hat nicht irgend einmal von Abelard und Heloisen reden gehört? wer sah sie nicht in Kupfer gestochen, auf Dosen und Dinge gemahlt; wer las sie nicht in Heroïden besungen, oder wurde wenigstens durch Rousseaus neue Heloise auf die Alte aufmerksam gemacht? — Dennoch wette ich, daß unter zehn Herren und zwanzig Damen von gutem Ton, nicht drey wissen, wer eigentlich Abelard und Heloise waren? wo, wann und wie sie lebten? man hat kaum eine oder zwey auffallende Begebenheiten ihres Lebens aufgefaßt; der Geist der heutigen Welt, der immer auf der Oberfläche schwebt, wie der Geist Gottes über den Wassern, begnügt sich damit; und doch verdienen diese merkwürdigen Menschen ganz gekannt zu seyn.

Peter

Peter Abelard, einer der berühmtesten Lehrer des zwölften Jahrhunderts, wurde in dem Dorfe Palais, vier Meilen von Nantes in Bretagne geböhren. Obgleich dieß Dorf nur den Namen eines Pallastes führte, so ist es doch durch Abelards Geburt berühmter geworden, als der Pallast irgend eines Schah Baham. Sein Vater war unter den Waffen grau geworden, hatte aber neben der Rüstkammer auch seinen Geist mit allerley Kenntnissen ausgeziert. Ob dieser Sohn der Älteste oder Jüngste war, darüber streiten die Gelehrten. Mich deucht er war der Einzige, denn was kümmern uns seine Brüder, die nichts für die Nachwelt thaten?

Abelard floh das Geräusch der Waffen. Von der Natur mit einem durchdringenden Geist begabt, legte er sich vorzüglich auf die Logik. Er reiste hin und her, disputirte hier und dort, schleuderte überall seine Syllogismen, und nie suchte ein irrender Ritter mit mehr Hitze seiner

4. Bd.

11

Dame

Dame zu Ehren eine Lanze zu brechen, als er nach Gelegenheiten geizte, irgend einen Satz zu vertheidigen oder zu bekämpfen. Das endliche Ziel seiner Reisen war Paris, wo er einen berühmten Professor der Philosophie, Wilhelm des Champeaux fand, der ihn liebte, so lange er ihn nur für seinen Schüler hielt, und der ihn von Rechtswegen haßte, so bald er merkte, daß der Lehrling dem Meister überlegen war. Spaltungen entstanden; die ältern Schüler neideten Abelard und schmeichelten ihrem Lehrer. Der Jüngling verachtete den Neid der Ersteren, und wurde stolz auf den Haß des Letzteren. Er fühlte, daß er fähig sey, selbst zu lehren, und gieng, seine Schule in Melun zu errichten, wo damals der französische Hof sich aufhielt. Sein Gegner bot alles auf, diesen Entwurf zu vereiteln, aber er hatte mächtige Feinde, und — wie es oft zu gehen pflegt — gerade der Eifer mit dem er die Sache hintertreiben wollte, machte die Welt aufmerksam auf Abelards Verdienste, und trug dazu bey, den jungen Lehrer der Diale-

tik in die Mode zu bringen. Abelards Morgenröthe wurde immer heller, so wie die Sonne seines Gegners hinsank.

Stolz auf seinen wachsenden Ruhm, versetzte er bald den Lehrstuhl von Melun nach Corbeil, um dem Feinde näher zu seyn, den er durch rastloses Disputiren ermüdete. Hier zog die Anstrengung seines Geistes ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, die vaterländische Lust einzuathmen. Er blieb einige Jahre in Bretagne, und als er nach Paris zurückkehrte, fand er Champeaux Lehrstuhl durch einen andern besetzt; Champeaux selbst hatte sich zu den regulirten Chorherren gesellt, und — weil das Lehren eine gute oder üble Gewohnheit ist, die man nie ablegt — so lehrte er auch dort.

Abelard erneuerte den Angriff. Seine Philosophie war im Grunde ein noch unentwickelter Spinozismus. Er überwand seinen Gegner; der Mönch fiel in Verachtung, sein Hör-

saal blieb leer, und die Vorlesungen des Siegers wurden zahlreich besucht; selbst jener Professor, dem Champeaux seinen Lehrstuhl abgetreten hatte, wurde Abelards Jünger. Nun aber erwachte der Neid, und umzischte wie gewöhnlich das Verdienst. Die regulirten Chorherren brachten es dahin, daß der bescheidene Mann, der Abelard für würdiger als sich selbst erkannt hatte, einen Lehrstuhl zu schmücken, unter dem Vorwand schmutziger Handlungen abgesetzt wurde; seine Stelle gab man einem von Abelards heftigsten Feinden.

Abelard floh Paris und seine Neider, und gieng abermals nach Melun, um dort, wie das Erstmal die Dialectik zu lehren. Er blieb nicht lange, denn kaum erfuhr er, daß Champeaux mit seinem Anhang sich in ein Dorf zurückgezogen, als er sogleich seine Schule auf dem Berge der heiligen Geneveva aufschlug, und dort gleichsam Batterien gegen den Pariser Feind errichtete. Vergebens kam Champeaux seiner belagerten

gerthen Creatur zu Hülfe, der arme in die Enge getriebene Philosoph verbarg seine Schande in einem Kloster. Die beyden alten versuchten Kämpfer tummelten sich noch eine Weile auf dem Schlachtfeld herum, bis die kindliche Liebe Abelard auf einige Zeit zu seiner Mutter rief. Als er zurückkehrte, erfuhr er daß Champeaux Bischoff von Chalons geworden. Da der Zufall auf diese Weise die Streitenden auseinander gebracht, so beschloß Abelard, Theologie zu studiren, und gieng deshalb nach Laon, wo ein gelehrter Anselm diese Wissenschaft mit vielem Ruhme lehrte. Er merkte aber bald, daß dieser Anselm nur ein schwacher Greis war, der, wie sich Abelard ausdrückte, „wohl den Hörer „aber nicht dem Frager bewundernswürdig „schien; der unbedeutende Dinge in einen leeren „Schwall von Worten kleidete; der, wenn er „Feuer holte, sein Haus mit Rauch anfüllte, „aber nicht erleuchtete; dessen Baum viele Blätter aber keine Früchte trug.“ Statt sein Schüler zu werden, lockte Abelard die Mitschüler

ler von ihm weg, und lehrte selbst über den Ezechiel mit großem Beyfall. Das Lehren vergab ihm Ansehn, aber nicht den Beyfall. Er mußte nach Paris zurückkehren, wo der Ezechiel sein Glück machte, ihm Ruhm und Geld eintrug.

Ein reicher, schöner Mann, in der Blüte seiner Jahre, der sich durch Theologie und Philosophie einen Namen erworben, der überdieß die schönsten Verse dichtete, und mit einer lieblichen Stimme sang, ein solcher Mann mußte leicht Eindruck auf ein Mädgenherz machen. Abelard warf seine Augen auf Heloisen, die Nichte eines Canonicus, die er um so leichter zu fesseln hoffte, da einerley Geschmack an den Wissenschaften ihre Seelen näher verband, und er voraus sah, daß er ihr manches schriftlich würde sagen können, wozu es ihm vielleicht mündlich an Kühnheit gebrähe. Ihr Oheim hieß Fulbert, und war vielleicht gar ihr Vater, wenigstens liebte er sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters.

Vaters. Er gab ihr die sorgfältigste Erziehung, er bildete die herrlichen Anlagen aus, mit welchen die Natur ihren Geist begabt hatte, und Heloise wurde bald das Wunder ihrer Zeit. Freylich mochte wohl damals nicht viel dazu gehören, einem Mädgen den Ruf der Gelehrsamkeit zu verschaffen, aber die schöne Heloise besaß wirklich Kenntnisse, welche sie noch heute auszeichnen würden. Sie verstand lateinisch, griechisch und hebräisch, und soll sogar einmal den heiligen Bernhard durch Anführung des Grundtextes in Verlegenheit gesetzt haben.

Viele Schriftsteller behaupten, sie sey außerordentlich schön, und kaum achtzehn Jahr alt gewesen. Das letztere mag wahr seyn, weil Abelard selbst sie ein junges Geschöpf (adolescensulam) nennt; was aber ihre Schönheit betrifft, die müssen wir billig bezweifeln, ob man gleich bey dem Namen Heloise gewöhnlich ein reizendes Mädgen zu denken pflegt. Abelard, der Geliebte und Verliebte, drückt sich folgen-

dergestalt darüber aus: „an Geistesbildung war
„sie die Erste, an Gestalt nicht die Letzte.“
Nun weiß man recht gut, daß ein hübsches Ge-
sicht in den Augen eines Liebhabers schön, und
ein häßliches hübsch ist; wenn er also zum Lobe
der Schönheit seines Mädgens nichts mehr sa-
gen kann, als: ihre Gestalt war nicht die Letzte;
so darf man sie kühn für häßlich halten.

Schön oder häßlich, genug, Abelard ver-
liebte sich in sie, und benutzte die Schwachheit
ihres Oheims, um sich in ihrem Hause einzu-
nisteln. Er wußte, daß der alte Mann seine
Nichte und das Geld mit gleicher Zärtlichkeit
liebte, und daß er Heloisen von ganzem Herzen
gelehrt zu sehen wünschte, aber so wohlfeil als
möglich. Abelard ersuchte ihn, gegen ein an-
sehnliches Kostgeld, ihn in sein Haus zu neh-
men, und erbot sich, seine Nichte unentgeltlich
zu unterrichten. Wer war stolzer als Fulbert,
er übergab ihm das Mädgen sogleich, bat ihn,
alle Mühe anzuwenden, und sie allenfalls zu
züch-

züchtigen, wenn sie nicht lernen wolle. Abela-
lard beschreibt sehr naif, wie sie die Zeit in ihren
Lehrstunden zubrachten. „Wir schlugen die
„Bücher auf, sagte er: aber die einzige Wissen-
„schaft, die wir abhandelten, war die Liebe;
„wir wechselten keine Sentenzen sondern Küsse;
„die Hand ruhte feltner auf dem Buche als auf
„dem Busen; wir lasen uns mehr aus den Au-
„gen als aus den Büchern. Um keinen Ver-
„dacht zu erwecken, empfing sie zuweilen einige
„Streiche, von der Hand der Liebe, nicht des
„Eysers; aus Dankbarkeit nicht aus Zorn:
„es waren die lieblichsten Streiche von der
„Welt.“ Abelard schwelgte in diesen Freuden.
„Keine Art der Wollust, sagte er, blieb ungenuß-
„sen, und konnte die Liebe etwas neues, unge-
„wöhnliches erdenken, so wurde es versucht. Je
„unerfahrener wir waren, je glühender unsere
„Freuden, je weniger Ueberdruß hatten wir zu
„fürchten.“ Er vergleicht sich mit einem Men-
schen, der lange gehungert, und nun plötzlich
an eine reich besetzte Tafel kommt. Er achtete

weder Zeit noch Ort, ihm galten Feiertage und Werkstage gleich viel, ja er wagte sogar ein Heiligthum zu profaniren, indem er einst im Refectorium der Nonnen von Argenteuil, welches der Jungfrau Maria geweyhet war, mit Heloisen von Liebe sprach. Das gute Mägdgen war weniger gottlos als ihr Liebhaber, aber sie konnte seinem Ungeftüm nicht widerstehen, wenn sie einmal an einem Festtage die Züchtige spielte, so bediente er sich zuweilen in allem Ernst der Geißel, und sie mußte sich seinen stürmischen Begierden fügen.

Natürlich vernachlässigte er bey dieser Lebensart seine gelehrten Arbeiten, das Auditorium eckelte ihn an, keine neue philosophische Idee schmückte seinen Geist, alles was er hervorbrachte, waren Lieder der Liebe. Aber seine glühende Leidenschaft war in diesen Liedern so schön ausgedrückt, daß sie von Mund zu Mund, und von Provinz zu Provinz flögen. Heloise spricht mit Entzücken davon. „Die Welt, sagt sie, war
„von

„von seinen Liedern bezaubert, Worte und
„Melodie, beyde hinreißend. Jedermann
„sprach von ihrem Verfasser, die glückliche He-
„loise wurde überall beneidet. Jedes Weib,
„jedes Mägdgen, verlangte nach dem abwesen-
„den Abelard, und brannte für den gegenwär-
„tigen. Welche Königin wünschte sich nicht
„insgeheim an meine Stelle!“

Es kann seyn, daß Heloise Recht hatte, was die Königinnen straf, aber seine Schüler fiengen an zu bemerken, daß sein Unterricht matt wurde, und sie erriethen bald die Ursach dieser Veränderung. Der Letzte von allen, die dieses Liebesverständniß argwöhnten, war der gute Fulbert, der es lange nicht glauben wollte, aber endlich doch die Augen öffnen mußte. Abelard sah sich gezwungen, sein Haus zu verlassen, aber ein lebendiges Andenken von ihm blieb zurück. Heloise war schwanger. Er entführte sie aus dem Hause ihres Oheims unter der Verkleidung einer Nonne, und schickte sie nach Bretagne zu
einer

einer seiner Schwestern, wo sie von einem Sohne entbunden wurde.

Um den Nachschraubenden Oheim zu befänstigen, erbot sich Abelard sie heimlich zu heyrathen, ein Vorschlag den höchst seltsamer Weise Fulbert mit beyden Händen ergriff, und Heloise mit beyden Händen von sich stieß. „Ich kenne meinen Oheim, schrieb sie ihm: nichts wird seinen Durst nach Rache löschen. Und welche Ehre für mich dein Weib zu seyn, auf Kosten deines guten Rufes. Ich würde die Flüche der Welt auf mich laden, der Kirche einen Schatz rauben, und den Philosophen ein Aergerniß geben. Welcher Schimpf, wenn du, der eine Welt zu beglücken erschaffen wurde, nur für ein Weib leben wolltest. Denke an die Worte des heil. Paulus: bist du ledig, so sey vernünftig und suche dir kein Weib. Wenn aber weder der Apostel noch die Kirchenväter dich abschrecken können, eine so schwere Last auf deinen Hals zu laden, so

„höre

„höre mindestens die Philosophen; traue einem Theophrast, der durch so manche Gründe beweist, daß ein Gelehrter nicht heyrathen soll; einem Cicero, der die Terentia verließ, und eine Verbindung mit der Schwester des Hieronius ausschlug, weil, wie er laut gestand, er zwischen der Philosophie und einem Weibe sich nicht theilen könne. Wie passen sich auch die widersinnigsten Dinge zusammen? Schüler und Mägde, Dintenfässer und Wiegen, Bücher und Spinnrocken, Federn und Spindeln? wie erträgt man, in theologische und philosophische Meditationen versunken, das Weinen der Kinder, dem Gesang der Ammen, und die Zänkereyen des Gesindes? Ich mag nicht einmal des Gestankes und der ewigen Unreinlichkeit der Kinder erwähnen. Reiche Leute können diese Unbequemlichkeiten vermeiden, sie haben eigene Zimmer für Kinder und Gesinde; aber was soll der dürstige Gelehrte thun? wenn du auch deine Würde als Geistlicher nicht behaupten willst, so vergiß wenigstens nicht,

„daß

„daß du Philosoph bist. Dir wird die Rolle
 „des Liebhabers ehrenvoller, und mir reizender
 „seyn als die des Ehemannes. Nicht das Band
 „der Ehe, nur meine Särlichkeit soll mich an
 „dich fesseln, und unsere Freuden werden immer
 „den Netz der Neuhheit behalten, wenn wir uns
 „seltener sehen.“ Durch diese und hundert an-
 dere Gründe, suchte das sonderbare Mädchen
 ihren Liebhaber von einer Heyrath abzuhalten.
 Noch viele Jahre nachher, als sie schon Abriß-
 tin war, nahm sie Gott zum Zeugen, daß sie
 lieber Abelards H * * als die rechtmässige Ge-
 mahlin eines Kayfers seyn wolle. Noch viele
 Jahre nachher gestand sie sehr naif, daß die
 Rück Erinnerung genossener Freuden sie wachend
 und schlafend, an heiligen Orten beym Gebet,
 und während der Messe verfolge, daß sie nicht
 blos begangene Sünden beseufze, sondern
 auch die, die sie jetzt unterlassen müsse.

Trotz ihrer Gegengründe, bestanden Abo-
 lard und ihr Oheim auf der heimlichen Heyrath,
 die

die auch wirklich vollzogen wurde. Fulbert hatte
 versprochen nie davon zu reden, er hielt aber
 nicht Wort, denn ihm lag zu viel daran, die
 Schande seiner Familie zu bedecken. Heloise
 hingegen, wenn sie darum befragt wurde, be-
 theuerte oft mit einem Eyde, sie sey nicht Abo-
 lards Weib. Um dieser Beharrlichkeit willen
 wurde sie oft von ihrem Oheim gemißhandelt.
 Sie klagte, Abelard wollte sie retten, und ent-
 führte sie zum zweytenmale. Im Kloster von
 Argenteuil, wohin sie ihre Zuflucht nahm, er-
 schien sie auf sein Geheiß als Nonne gekleidet,
 jedoch ohne den Schleyer anzunehmen.

Diese zweyte Entführung setzte Heloisens
 Verwandte in grenzenlose Wuth. Sie durste-
 ten nach Rache und ihre Rache war grausam
 sinnreich. Abelards Bedienter wurde gewon-
 nen, der Treulose öffnete in der Nacht seines
 Herrn Schlafzimmer, man überfiel den sorglos
 schlummernden, und beraubte ihn eben derje-
 nigen Theile, durch welche er Unehre über die
 Familie gebracht hatte.

Diese

Diese Unthat machte großes Aufsehn. Eine zahllose Menge Menschen umringte am andern Morgen Abelards Schlafzimmer; seine Schüler weinten und heulten, die Damen brachen in bittere Klagen aus. Man schrieb ihm Trostbriefe, und die strafende Gerechtigkeit verfolgte seine Henker; denn zwey derselben, deren man habhaft wurde, verlohren ihre Augen, und überdies, dem Vergeltungsrechte gemäß, die nemlichen Dinge, deren Verlust Abelard beweinte. Aber alles das konnte ihm freylich keinen Ersatz gewähren; aus Schaam, nicht aus Frömmigkeit, entzog er sich der Welt, und ward Mönch in der Abtey von St. Denis. Heloise ließ sich zu gleicher Zeit als Nonne im Kloster von Argenteuil einkleiden.

In der Abtey von St. Denis gieng es damals gottlos zu, der Abt selbst war nicht allein der Erste im Range, sondern auch der Erste in der Unzüchtigkeit. Abelard ließ sich einfallen, sich zum Sittenrichter aufzuwerfen, ein Amt,

wodurch

wodurch man sich nirgends Freunde erwirbt. Man ergriff die erste beste Gelegenheit seiner los zu werden, und jagte ihn fort. Er wählte nun einen Zufluchtsort im Gebiete des Grafen von Champagne, errichtete dort aufs neue eine Schule, und sah sich bald von Zuhörern umringt, indessen die Hörsäle seiner Mitbuhler leer blieben. Natürlich erweckte das ihm abermals Neid und Verfolgung. Zwey mächtige Feinde zu Laon harrten nur auf eine gute Gelegenheit ihm einen empfindlichen Streich zu versetzen, und diese fand sich bald in einem Buche, welches Abelard über das Geheimniß der Dreyeinigkeit schrieb. Seine Schüler hatten ihn nehmlich mit diesem Geheimnisse ein wenig in die Enge getrieben; sie wollten philosophische Gründe und keine leeren Worte; sie behaupteten, daß man unmöglich glauben könne, was man nicht verstehe, und daß man nur die Welt zum besten habe, mit einer Sache, die weder der Lehrer noch die Zuhörer begreifen könnten. Abelard zog sich aus

dieser Schlinge so gut er konnte, und suchte seinen Schülern das Geheimniß begreiflich zu machen, indem er es mit den Propositionen eines Collogismus verglich, deren drey an der Zahl, doch nur Eine Wahrheit in sich fassen. Alle Welt fand Geschmack an diesem Buche, ausgenommen die Theologen, die in frommen Eysern den Pöbel aufwiegelten, den Ketzer Abelard zu steinigen. Gesteinigt wurde er nun zwar nicht, aber man berief ein Concilium zu Soissons, welches ihm die Mühe ersparte sich zu vertheidigen, sondern ihn sanftmüthig verurtheilte, sein Buch eigenhändig ins Feuer zu werfen, und hernach in das Kloster St. Medard eingesperrt zu werden. Abelard klagt über dieses Urtheil bitterer, als über den Verlust seiner Zeugungstheile. „Guter Jesus! wo warst du damals!“ ruft er murrend aus.

Bald nachher gebot man ihm, in die Abtey St. Denys zurückzukehren, wo der unerbetene
 Sit.

Sittenrichter so viele Feinde hatte. Sie laneten auf ihn, und als ihm eines Tages die lästerliche Muthmaßung entwischte, ihr heiliger Dionys möge wohl nicht Dionys der Areopagite seyn, dessen in der Schrift erwähnt wird; so schriegen sie laut über eine Kezerey, der sie sogar den Anstrich eines Staatsverbrechens zu geben wußten; denn die weltliche Macht für die geistliche zu bewaffnen, darinn waren die Herren von jeher Meister. Boileau hat wohl Recht zu sagen:

Ist Cotin dir ein Bösewicht,
 So schäzest du den König nicht,
 Und weißt, wie Cotin spricht,
 Von Gott, Gesetz und Glauben nicht.

Der Abt versammelte sein Capitel, und schlug vor den Verwegenen, der den Nahm und die Krone des Reichs freventlich antaste, der Gerechtigkeit des Königs zu überliefern. So lächerlich und albern auch diese Anklage war, so

befah doch Abelard Weltkenntniß genug, um zu wissen, daß man eine Priesterverfolgung nie auf die leichte Achsel nehmen muß; er entfloh daher bey nächtlicher Welle nach Champagne. Von hier aus bediente er sich eines politischen Kunstgriffs, seine Gegner los zu werden. Er wußte nemlich recht gut, daß bey dem unregelmäßigen Leben in der Abtey St. Denys der Hof gern durch die Finger sah, weil ihm das die Mittel erleichterte, sich eine größere Macht über diese Abtey anzumaßen. Er gab daher dem Hofe zu verstehen, daß es ganz unpolitisch gehandelt sey, einen Menschen dorthin zu setzen, der nie aufhören werde, die bösen Sitten durchzubehehlen, und dem es vielleicht endlich gelingen könne sie wirklich zu verbessern. Man verstand diesen Wink, und Abelard erhielt die Erlaubniß, in klösterlicher Einsamkeit zu leben, wo es ihm gefällig sey.

Er wählte eine stille Einöde in Kirchspren-
gel von Troges, und baute daselbst ein Bethaus,

welches

welches er Paraclet nannte. Eine große Anzahl von Schülern folgte ihm dahin, und mit ihnen der Neid, der einem verdienstvollen Manne so lange er lebt auf die Fersen tritt. Zwey mächtige Feinde standen gegen ihn auf, zwey Eyserer, Apostel, Wiederhersteller der alten Disciplin, bewaffnet mit der blinden Ehrfurcht des Volkes, kurz, der heil. Norbert und der heil. Bernhard. Durch ihre hämischen Verleumdungen entzogen sie ihm seine besten Freunde, und wer ihm treu blieb, durfte es sich wenigstens nicht merken lassen. Sie verbitterten ihm sein Leben so sehr, daß er einst im Begriff stand, die Christenheit lieber ganz zu verlassen. Aber auch diese Ruhe gönnte ihm sein Unstern nicht, das Schicksal fesselte ihn von neuen an Mönche, die schlimmer als Türken waren. Man wählte ihn nemlich zum Superior der Abtey Ruys im Kirchsprenkel von Vannes. Dort hoffte er eine Freystatt zu finden, aber er vertauschte nur ein Uebel gegen das andere.

X 3

hier

hier waren die Sitten der Mönche im höchsten Grade verdorben, und zu dem Kummer über seine fruchtlosen Bemühungen gesellte sich sogar Lebensgefahr, denn mehr als Einmal versuchten die Mönche ihn zu vergiften, und da es ihnen mit dem gewöhnlichen Speisen nicht gelang, weil Abelard sehr vorsichtig war, so mischten sie den Tod sogar in den Abendmahlskelch. Vergebens schleuderte Abelard den Dammstrahl gegen die Wieberspenstigen; er selbst vergleicht in seinen Briefen sich mit dem Gaste, welchen der Tyrann von Syracus an seine Tafel lud, und ein Schwerdt an einem Haare über seinem Haupte schweben ließ.

Heloise war indessen Priorin des Klosters von Argenteuil geworden, aber es herrschte unter diesen frommen Jungfrauen eben so wenig Zucht und Sitte, als unter den gottlosen Mönchen. Ob Heloise Mitschuldige ihrer Ausschweifungen gewesen, bleibt unentschieden.

We-

Wenigstens hat der Abt von St. Denys, als er für nöthig hielt, die strafbare Lebensart dieser Nonnen in Rom anzuzeigen, sich nicht über Heloisen persönlich beklagt. Der Pabst ertheilte dem Abt die Erlaubniß, die Nonnen sämmtlich aus dem Kloster zu jagen, und das geschah mit christlichem Eifer, das heißt: mit unbarmerziger Strenge.

Kaum hörte Abelard, daß seine Heloise ohne Dach und Fach herum irre, als er ihr sein verlassenes Paraclet schenkte, eine Schenkung, welche vom Pabst Innocenz dem Zweyten bestätigt wurde. Sie war also die erste Aebtissin des Paraclet, und wurde, nach Abelards Versicherung, von den Bischöffen wie eine Tochter, von den Aebten wie eine Schwester, und von den Weltleuten wie eine Mutter geliebt. Dennoch mürkte das arme Mädgen mit dem sühlenden Herzen und dem heißen Blute, nicht selten über ihr Schicksal. Auch die häufigen Reisen,

E 4

wel.

welche ihr Geliebter um ihrwillen aus Bretagne nach Champagne machte, gewährten ihr keinen Trost, obgleich eben diese Besuche den Lästerzungen aufs neue Anlaß gaben, ihren Umgang mit Abelard hämisch zu deuten, so allgemein bekannt auch seine Verstümmelung war. Späterhin unterhielten die beyden Lebenden einen fortwährenden Briefwechsel. Bald verlangte Heloise einen Entwurf von Klosterregeln für ihre Nonnen, bald die Auflösung irgend einer schweren Aufgabe. Abelard beantwortete alles so gut er konnte, und beyde mischten oft das süße Geschwätz der Liebe, die bittersüße Rück Erinnerung entflohener Zeiten, unter die ernsthaften Gegenstände welche sie abhandelten.

Indessen brach ein neues Gewitter über den armen Abelard herein, man beschuldigte ihn abermals der Ketzerey. Er verlangte, seine Lehre vor einer öffentlichen Versammlung recht-

rechtfertigen zu dürfen. Man gewährte ihm diese Bitte, und berief im Jahr 1140 ein Concilium nach Sens, welchem König Ludwig VII. in Person beywohnte. Der heilige Bernhard spielte daselbst die Rolle des Anklägers. Man fieng damit an, Auszüge aus seinen Schriften vorzulesen. Wenn man Gedanken eines Schriftstellers aus dem Zusammenhange herausreißt, so wird es leicht ihn sagen zu lassen was man Lust hat; *) Abelard protestirte gegen diese Auszüge und appellirte an den Pabst. Demohngeachtet verdammete das Concilium seine Lehrsätze, verordnete jedoch nichts gegen die Person des Angeklagten, sondern schickte den ganzen Proceß an Innocenz II. und bat um Bestätigung des Verdammungsurtheils. Diese erfolgte sogleich. „Abelards

X 5

„selbst

*) Man sehe die Litteraturzeitung von pag. 1. bis 1000.

„selbst eingesperrt, und ihm das Lehren für
„immer untersagt werden.“

Glücklicherweise wurde die Abtey Clugny sein Gefängniß, und glücklicherweise besaß diese Abtey einen biedern Abt, in der Person Peter des Ehrwürdigen, der ihn liebreich ausnahm, menschlich behandelte, durch seine Fürsprache den Pabst besänftigte, und sogar das Unmögliche möglich machte, indem er den heil. Bernhard mit ihm ausöhnte. Hier fieng er endlich an Ruhe zu genießen, hier wurden ihm seine letzten Tage durch menschenfreundliche Sorgfalt versüßt. Er ertheilte den Mönchen Unterricht; Alter, Erfahrung und Unglück hatten ihn gebemüthigt, von seiner ehemaligen Eitelkeit fand man keine Spur mehr, er war und blieb bescheiden und arbeitsam.

Nach und nach empfand er die Beschwerden des Alters. Er wurde von der
Kräfte,

Kräfte, und manchen andern körperlichen Schwachheiten heimgesucht. Um ihn eine reine gesunde Luft einathmen zu lassen, schickte man ihn nach der Priorey St. Marcel, welche bey Chalons an der Saone in einer sehr anmuthigen Gegend liegt. Dort starb er am 21sten April 1142 im 63sten Jahre seines Alters.

Nach seinem Tode schrieb Heloise an den ehrwürdigen Abt von Clugny, und bat ihn dringend um den Leichnam ihres Geliebten, der einst selbst in einem seiner Briefe gewünscht hatte, im Paraclet begraben zu werden. Das treue Weib empfing die letzten Ueberreste ihres Gatten, ihre Thränen flossen auf sein Grab, und sie bestimmte ihre eigene Ruhesätte an seiner Seite. Sie überlebte ihn noch ein und zwanzig Jahre, und endlich vereinigte der Tod ein paar gute Menschen, die durch Haß, Neid, Verfolgung

gung und Aberglauben so lange getrennt wurden.

Die fromme Leichtgläubigkeit erzählte, daß, als Abelards Grab geöffnet wurde, um Heloisens Körper hinein zu legen, Abelard die Arme ausstreckte, seine Geliebte zu empfangen.

I n h a l t.

Geprüfte Liebe, eine Erzählung.	S. 7
Diderots Gespräch mit Frau von D**.	275
Abelard und Heloise.	304
